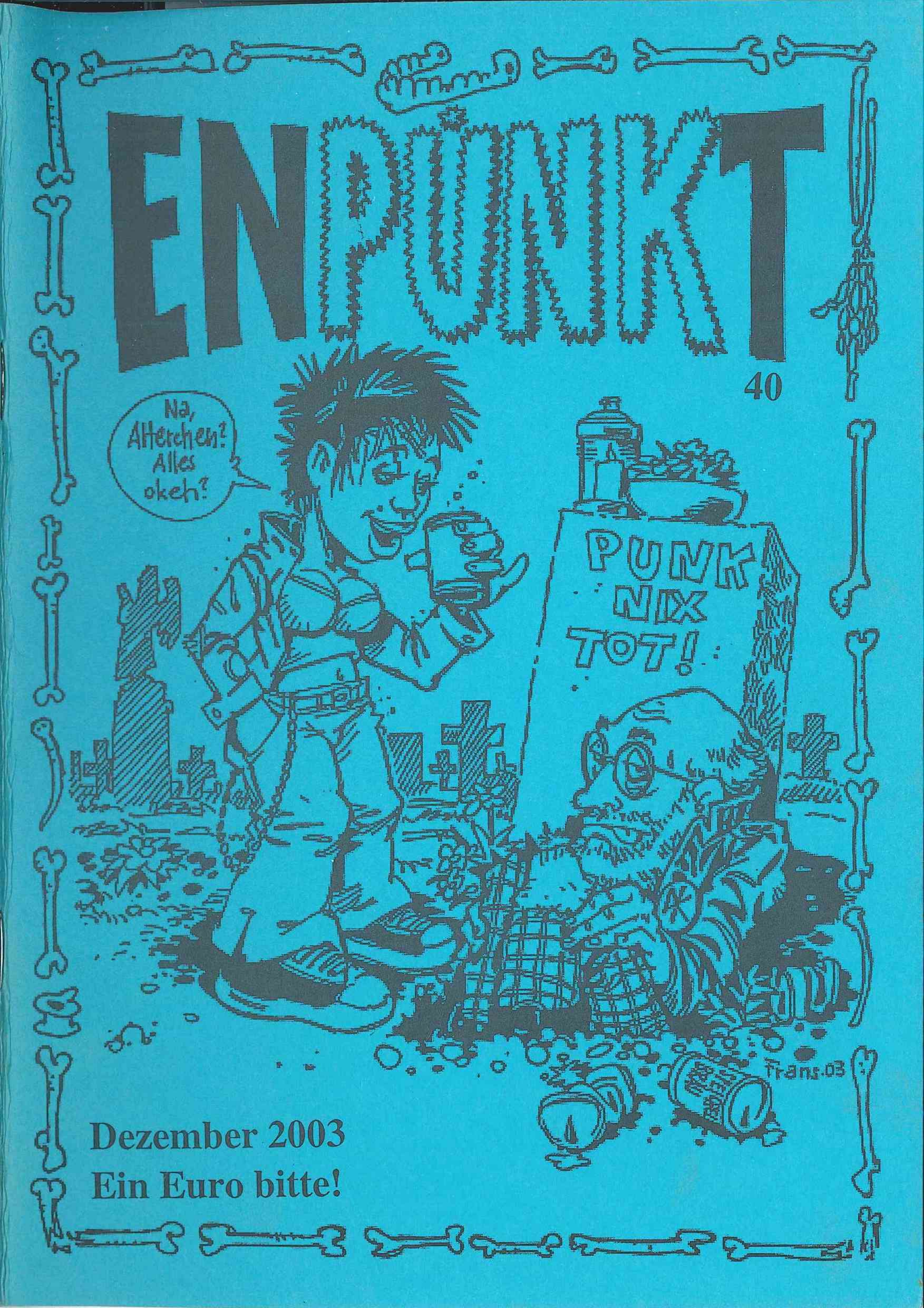


ENPUNKT
40
Na, Alterchen? Alles okeh?
PUNK NIX TOT!
Frans.03
Dezember 2003
Ein Euro bitte!

Impressum

ENPUNKT 40 ist die Zeitschrift für angewandtes Spießertum. Das Motto lautet »Saufen Hüpfen Peinlichsein«. ENPUNKT 40 kommt von – neue Adresse beachten!!! – **Klaus N. Frick, Postfach 24 68, D-76012 Karlsruhe**. E-Mail läuft am schnellsten über die Firma und: klaus.frick@vpm. de – oder privat über enpunkt@gmx.de. Ebenso klappt die geniale Adresse klaus@enpunkt.de.

ENPUNKT 40 versteht sich als vervielfältigter Brief an Freunde & Bekannte und unterliegt somit nicht dem Presserecht. Alles veröffentlichte Material spiegelt ausschließlich die Meinung des Herausgebers wieder.

ENPUNKT 40 ist eine rein inkommerzielle Produktion, erwirtschaft garantiert keinen Gewinn und dient vor allem dazu, das Egoboo des Herausgebers ins Unermeßliche zu steigern sowie den Lesern Spaß zu machen.

ENPUNKT 40 erscheint im Dezember 2003; hey, zu meinem Geburtstag! ENPUNKT 40 umfaßt 52 A5-Seiten (nur durch Seitenreduktion ist der Preis zu halten). Die Auflage beträgt 500 Exemplare.

ENPUNKT 40 kostet im Einzelverkauf auf Konzerten oder so einen Euro, per Post leider 1,77 Euro in Briefmarken oder zwei Euro in Münzen. Ein Abo über vier Ausgaben kostet sechs Euro. Zu alten Ausgaben gibt es in diesem Heft einen kleinen Artikel.

ENPUNKT 40 kann auch gegen Austausch-Fanzines, Tausch-Platten und Tausch-Tapes bezogen werden – Tauschpartner melden sich einfach bei mir.

ENPUNKT 40 wird gedruckt bei Stefan Otto in Konstanz.

Inhalt

Die Kästchen

Du bekommst ENPUNKT, weil

0 Du ein Abonnement hast
0 Du es bestellt/gekauft hast
0 wir Fanzines / Tapes / Platten tauschen
0 weil Dein Zeugs hier drin besprochen wird
0 weil Du mir was geschickt hast
0 weil ich mich mal wieder melden wollte
0 weil Du Dich mal wieder melden solltest
0 weil ich Dich gut leiden kann
0 so halt

Abo-Bedingungen

ENPUNKT kann natürlich auch abonniert werden. Potentielle Abonnenten sollten allerdings einkalkulieren, daß ENPUNKT unregelmäßig erscheint – im Schnitt alle sechs bis zehn Monate. Mehr ist derzeit beim besten Willen nicht zu schaffen. Ein Abonnement über vier Ausgaben kostet derzeit sechs Euro. Meine Bankverbindung ist: **Kreissparkasse Freudenstadt, BLZ 642 510 60, Konto 187 954.**

Ich bin 40 – schluck!

Diese Überschrift ist eine Lüge. Zumindest vom Zeitpunkt her, an dem ich diese Zeilen schreibe. Ich schreibe sie im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte, und es ist noch einige Zeit bis zu meinem Geburtstag. Wenn dieses Schmierheft allerdings erscheint, bin ich schon vierzig. Huihui, und ich finde, das ist schon ganz schön alt.

Früher habe ich geschmunzelt, als ich den Comic »Der vierzigjährige Hippie« las, der immer im Magazin U COMIX publiziert wurde. Da ging es immer ein bißchen um einen alten Hippie, der stets von früher erzählt, gerne kifft und ansonsten echt keine Peilung von der Welt hat. Und ich nahm mir natürlich vor, so bitteschön nie zu werden. Vor allem konnte ich mir natürlich nicht vorstellen, jemals das biblische Alter von 40 Jahren zu erreichen.

Jahrgang 1963. Boah, das ist echt lange her. Was in diesen vierzig Jahren abging, reicht schon aus, um einige Geschichtsbücher zu füllen. Kalter Krieg und Vietnam, Rote Armee Fraktion und Nazi-Terror in den 90er Jahren, die sogenannte Wiedervereinigung und haufenweise mehr Zeugs – schaue einfach jeder Leser und jede Leserin selbst nach, was für diese vierzig Jahre zutrifft. Um das soll's ja in diesem Text auch gar nicht gehen.

Vielleicht eher um den Umstand, daß anscheinend eine gewisse Spießigkeit und der Drang zur Gemütlichkeit im Alter nicht ausbleibt. Hey, ich bin noch nicht so weit, daß ich ein zweites Gebiß brauche, das ich nachts in einem Glas auf dem Nachttisch abstelle, und mir passen auch noch meine Jeans – allerdings eben nicht mehr Größe 32, sondern mittlerweile 34, weil das Bäuchlei ein bißchen spannt. Meine Augen sehen schlechter, und meine Knie schmerzen immer öfter; bei Demos oder bei irgendwelchen spannenden Aktionen bin ich alles andere als ein zuverlässiger Mitstreiter.

Das mag man bedauern, aber ich sag' mir in solchen Fällen einfach, daß ich immerhin noch dabei bin. Und das kann man von 99 Prozent meiner Alterskameraden schon seit Jahren nicht mehr sagen. Was im übrigen kein Vorwurf ist; soll jeder aus seinem Leben machen, was er will. Ich wollte halt möglichst lange »jung und gefährlich« leben; in meinem Lebenskonzept war so etwas wie »älter und gemütlicher werden« einfach nicht vorgesehen.

Als ich im Alter von schätzungsweise acht Jahren zum ersten Mal bewußt wahrnahm, daß irgendwann das Jahr 2000 vor der Tür stehen würde, machte ich mir klar, wie alt ich zu dieser Zeit sein würde. Als ich das ausrechnete, wurde mir schwindlig, und das Jahr 2000 war noch weiter entfernt, als es anfangs der 70er Jahre überhaupt war. Und so ging es weiter: Mit 16 oder 17 Jahren glaubte ich noch an »No Future« – ja, ich gehöre zu den Deppen, über die sich Jürgen Teipel in seinem Buch »Verschwende Deine Jugend« ein bißchen lustig macht –, und noch 1988 erzählte ich jedem, der es hören wollte, und vor allem auch jenen, die es nicht hören würden, daß es »in spätestens zehn Jahren zum großen Knall kommen« würde.

Mit einiger Irritation stelle ich fest, daß ich immer noch lebe. Und sogar ziemlich gut. Nichts mit Hausen in Abbruchhäusern, nichts mit in der Gosse vegetieren, nichts mit Atomkrieg und völlig durchgeknallten Mutanten oder sonstigem Scheiß. Mir geht's erstaunlich gut, sieht man von einigen Zipperlein und der dauernden schlechten Laune ab. Eigentlich müßte ich also blendend und strahlend durch die Welt hüpfen, unentwegt tanzen und allen erzählen, wie toll unser System ist.

Daß ich das nicht tu', liegt vielleicht daran, daß man mir schon als Kind und Jugendlichem nachgesagt, ich hätte »Quecksilber im Arsch«. Schon in der Kinderkirche und im Kindergarten konnte ich nicht ruhig sitzen, das überträgt sich anscheinend auf mein hohes Alter. Das finde ich dann doch wieder beruhigend, ohne Scheiß.

Reisen werde ich auch weiterhin. Auf Punk-Konzerte gehen sicher ebenso, wenngleich von Jahr zu Jahr weniger. Ich stelle schon fest, daß sich hier ein Gewöhnungseffekt vollzieht, gegen den ich nur wenig machen kann. Und es gibt gewisse Trägheitseffekte von zu Hause – ich bleibe halt doch lieber am Samstag mal zu Hause und genieße einen gemütlichen Abend zu zweit. Solange ich dabei nicht »Wetten daß« anschaue, ist das noch nicht so schlimm.

Und gibt mir die Hoffnung, daß mit vierzig das Leben doch nicht ganz vorüber ist ...

Viel Spaß bei der Lektüre!

Kleine Platten

REAL TURDS: dto

Rotziges Gerocke aus der Garage, das irgendwo im Grenzbereich zwischen altem Stooges-Sound und Punkrock angesiedelt ist. Fies fiedelt die Orgel durch die Gegend, und mit vegleichsweise mäßigem Tempo haut sich die Band durch die vier Stücke. Textlich wie musikalisch ist das auf jeden Fall konsequent und macht Spaß. *(Red Lounge Records)*

TRÄSH TORTEN COMBO: Tortenschlacht

Sechsmal Deutschpunk einer Frauenband aus Berlin – und mit herkömmlichen Deutschpunk hat das nicht so viel zu tun. Irgendwie klingt das ganze, als sei es 1979 aufgenommen worden, und das meine ich jetzt positiv: Der durchaus dilettanisch klingende Sound ist vielleicht vergleichbar mit den punkigeren Stücken von **Carambolage** oder **Bärchen & die Milchbubis**. Rotziger Pogo-Punk ist das allemal, und textlich gefallen mir die Stücke auch. Klasse Start! *(Attack Records)*

BLEAK: Broken

Der Punk, den die Dortmunder spielen, ist manchmal arg schwerfällig; man merkt, daß sie auch gerne düstere »Indie«-Rock-Sachen mögen. Die vier Stücke auf der EP sind nicht leicht eingängig, was auch an dem Gebrüll des Sängers liegen mag. Bescheinigen muß man der Band aber, daß sie wirklich anders klingt als viele andere Bands »unserer Szene«. Interessant. *(EP gibt's für drei Euro plus Porto bei Horror Business Records, Römerweg 16a, 44534 Lünen.)*

GENE POOL: dto

Hart rockende Band, die sich aus allerlei Musikern anderer Kapellen (**Scumbucket** und **Smoke Blow** werden im Info genannt) zusammensetzt. Ich gestehe, daß ich sehr skeptisch war, aber das rockt echt wie Sau – wenngleich erst beim zweiten oder dritten Anhören. *(Rookie Records)*

FOUR SQUARE: Hitmaker

So was nennen manche Leute wohl Emo-Rock. Na ja, die Kanadier machen ausgesprochen netten Gitarrenrock, der nicht wehtut, aber auch nicht kickt. Für Leute, denen **Pur** zu metallisch sind ... *(Bad Taste Records)*

ANNALISE / GUNMOLL: Split

Gunmoll sind aus Florida, während **Annalise** aus England stammen. Beide Bands spielen hochklassigen Melodie-Punk mit einem kräftigen Emo-Schuß, den sich nicht nur Weithosenträger und Ziegenbärte mit Begeisterung anhören können. Im übrigen ist diese toll gestaltete EP der Beweis dafür, daß dieses Format für Punkrock das beste ist: Jede Band steuert nämlich genau zwei sehr gute Stücke bei ... *(Boss Tuneage)*

DISORDER: Kamikaze

Der rohe und unglaublich ungehobelte Hardcore-Punk der alten englischen Band (in Japan aufgenommene Stücke) hat durchaus was. Aber auf Dauer finde ich das **Disorder**-Gebratze allerdings langweilig. *(Campary)*

Playlist August 2003

1. BACKSLIDE: Terror Age
2. TROUBLEMAKERS: Kleptoman
3. DEROZER: Chiusi Dentro
4. RIFU: Dead End Street
5. THE NY REL-X: She's Got The Gun

Playlist Juli 2003

1. THE GHOULIES: Communication
2. THE NOW-DENIAL / HIGHSCORE: Split-EP
3. SCHNELLER AUTOS ORGANISATION: Welt
4. SCRATCH BONGOWAX: Infield Mess
5. BACKSLIDE: Terror Age

Erweckungsgottesdienst

Schwülwarm und drükkend war es geradezu, als ich am Donnerstag, 29. Mai, im »Substage« in Karlsruhe ankam. Die Tatsache, daß am nächsten Tag die Pfingsferien losgingen, hatte offensichtlich Hunderte von Schülern in den Konzertort getrieben; schätzungsweise 400 bis 500 Leute tummelten sich in dem niedrigen Keller, sorgten für mörderische Temperaturen und einen ungeheuren Durst.



Die erste Band, eine Karlsruher IndieRock-Kapelle, hatte ich bereits verpaßt, was mich nicht so sehr störte. Dafür standen **Kettcar** bereits auf die Bühne und rockten schwer herum. Im Mob war's mir zu heiß, also holte ich mir ein Bier und stellte mich in die letzte Reihe. Angesichts der Tatsache, daß die meisten Anwesenden nicht nur zwanzig Jahre und mehr jünger als ich waren, sondern vor allem einen Kopf kleiner, konnte ich auf diese Methode immer noch genug sehen. Wobei die Show der Band ohnehin nicht so spektakulär war, daß man viel sehen mußte.

Viel amüsanter war es schon, sich das Publikum anzuschauen – neben vielen grausig anzuschauenden Trendwixern mit Holzkugelkettchen um den Hals gab es sehr viele aufgeweckt wirkende junge Leute. Unter anderem fiel mir ein Mädchen mit Pferdeschwanz auf, das nicht gerade sehr punkig aussah, aber immerhin ein **Anti-Flag**-T-Shirt trug. Nicht alle schienen also wegen dem Hype, der um die Band gemacht wird, allein gekommen zu sein. Eine erfreuliche Begleiterscheinung, wie ich finde.

Die Musik, die **Kettcar** spielen, hat mit Punk nun wirklich nichts mehr zu tun. Es handelt sich um gut gespielte Gitarrenpop-Musik, früher hätte man so etwas auch als IndiePop bezeichnet. Die Texte sind kryptisch und verschachtelt wie eh und je, und Markus Wiebusch nuschelt derart auf der Bühne herum, daß man ihn kaum versteht. Das Publikum ließ sich an diesem Abend aber nicht davon abhalten, lauthals mitzusingen. Nun denn.

Meist wurde schön mit dem Popo gewackelt, und nach dem Stück applaudierten alle brav. Ein sehr ordentliches Publikum, das sich wirklich an die Regeln hielt. Spielte die Band mal ein bißchen schneller, ging auch gleich so etwas wie ein Studenten-Pogo ab: Junge Männer mit blondierten Fönfrisuren hüpften auf und ab und schubsten sich ein bißchen herum. Ich kam mir vor wie auf dem **Tocotronic**-Konzert vor einigen Jahren, wo ich genau dasselbe beobachtet hatte.

Ein junger Mann in kurzer Hose wagte sogar einmal ein Stage Diving, ausgerechnet bei einem besonders langsamen Stück. Es sah super-albern aus, wie er sich auf die Menge der Zuschauer fallen ließ – von springen konnte keine Rede sein –, und wie diese ihn dann auf ihren Händen ganz gemütlich nach hinten trugen, wo er dann völlig risikolos absteigen konnte. Sooo stelle ich mir Konzerterlebnisse im Jahr 2003 vor: ordentlich, sauber und korrekt. Da kann nix passieren, und da muß sich die Mama daheim keine Sorgen machen.

Verstehe mich keine falsch. Ich gönne der Band den Erfolg. Ich finde auch gut, daß so viele Leute zu einem **Kettcar**-Konzert kommen.



Aber mir steigt schon des öfteren die Kotze hoch.

Die Vom Himmel Fielen war die erste Band von Markus Wiebusch. Eher schrubbiger, nicht gerade bedeutender Deutschpunk, den niemand kennen muß. Unlängst spielte ich die EP jemandem vor, und dieser Jemand wußte anschließend nicht, ob er lachen oder weinen sollte.

...but alive war die konsequente Weiterentwicklung. Schon die erste Kassette der Band zeigte, wo es lang gehen sollte: weg vom Deutschpunk, hin zu eher nachdenklichen Klängen, zu einer Art von Punk, die man heute als Emopunk bezeichnen würde. Ich fand's gut, mir gefiel das, und vielen anderen nach einer kurzen Verschnaufpause auch. Und irgendwann waren **...but alive** die neuen Götter in Deutschpunkhausen, abgefeiert vor allem von jungen Leuten. Ich erinnere mich an ein Konzert in Mannheim, wo auch Dutzende von Teenagern waren, die jedes Stück vom ersten bis zum letzten Ton mitsingen konnten.

Dagegen ist nichts zu sagen. Trotzdem finde ich es seltsam, wie eine Band wie **Kettcar**, die doch ganz eindeutig aus einem undergroundigen Umfeld kommt, die bisher erst eine Platte herausgebracht hat und die nicht gerade als Boygroup durchgehen könnte, auf einmal so populär ist. Klar, die Hamburger werden in »Visions« und anderen Blättern abgefeiert, aber das kann doch nicht alles sein. Oder vielleicht doch?

Den Jungs um Markus Wiebusch kann ich bei ihrem weiteren Aufstieg in den Olymp des deutschsprachigen Alternative-Rock nur alles Gute wünschen. Ich werde die Band weiterhin gut finden; sofern sie nicht schlecht wird, versteht sich von selbst. Davon ist kaum auszugehen. Und ich werde auch die nächsten Platten kaufen, so wie es aussieht. Ob ich aber noch einmal auf ein **Kettcar**-Konzert gehen werde, bezweifle ich derzeit ...

Kettcar



000487 *

Do. 29.05.2003
Vvk: € 8,-

Manche lieben sich ganz doll

Samstag nachmittag, 15 Uhr: Ich brauchte dringend noch Grundnahrungsmittel, so banale Dinge wie Butter und Milch und irgendwelches Gemüse. Also schnappte ich mir das Rad, fuhr die Straße hoch und zum nahe gelegenen »Intermarché«. Der Laden ist zwar teuer wie eine Apotheke, dafür gibt's da alles, was so ein durchschnittlicher Mittelklasse-Haushalt alles braucht.

Ich stand in der Schlange vor der Kasse, meine Einkäufe in der Hand, und machte das, was ich in solchen Fällen immer wieder gerne tu': Ich beobachtete die Menschen.

Dabei fiel mir ganz besonders ein jung wirkendes Paar ins Auge. Ihn sah ich von der Seite, sie nur von hinten. Er war so ein richtig durchschnittlich aussehender Typ, schätzungsweise zwischen 35 und 40 Jahren, mit bereits ausfallenden Haaren, die sehr licht wirkten. Er trug eine Bundfaltenhose mit Gürtel und ein Polo-Hemd mit gelben und weißen Streifen, und obwohl er von der Grundfigur schlank war, wölbte sich bereits ein Bauch über den Gürtel.

Immer wieder streichelte er über die langen schwarzen, wie Seide aussehenden Haare seiner Begleiterin, über ihren schlanken Rükken und über ihren wohlgeformten Po, der in einer sehr engen Jeans steckte und wirklich sehr gut aussah. *Was findet so eine gut aussehende Frau nur an so einem Kerl?*, fragte ich mich schätzungsweise dreimal pro Sekunde, während ich das Schauspiel beobachtete, das so aussah, als sei es von ihm geradezu inszeniert worden.

Bis sich die schlanke Frau umdrehte und damit begann, die von der Kassiererin über das Lesegerät gezogenen Waren in den Einkaufswagen zurückzuladen. Ich sah ihren etwas ins Bräunliche gehenden Teint, ich bemerkte ihre ovalen Augen, die an der »Außenseite« leicht nach oben zeigten, und mir wurde einiges klarer.

Mir wurde schlecht. Wieviel hatte dieser langweilig und durchschnittlich aussehende Typ für die hübsche Asiatin bezahlt? In welchem Katalog hatte er sie bestellt? Wie sah das Leben der beiden vor?

In meiner schmutzigen Fantasie malte ich es mir richtig aus: wie sie den Haushalt führte, wie sie auf ihn wartete, bis er abends von der Arbeit heimkam, wie sie ihm das Essen auf den Tisch stellte, wie sie abends miteinander ins Bett gingen.

Bei der Vorstellung, die beiden könnten miteinander sogar Sex haben, kapitulierte ich. Dazu reichte meine schmutzige Fantasie nicht aus.

Und ich trat mir geistig in die Eier. »Man soll keine Menschen nach ihrem Äußeren beurteilen« – ein alter Spruch, der immer stimmte. Und: »Vielleicht war's ja echte Liebe.«

Vielleicht. Aber ich glaubte es nicht. Und ich merkte wieder einmal, wie gut es tut, wenn man sich in der Hängematte langjährig gepflegter Vorurteile gut ausruhen kann ...

Neuer Italo-Punk

Denke ich an Punk aus Italien, fallen mir stets die alten Hardcore-Klassiker aus den 80er Jahren ein: Negazione und Kina, Cheetah Chrome Motherfuckers oder Raw Power prügelten einem zwischen 1985 und 1989 bei derbsten Slam-Konzerten das Hirn aus der Birne. Das ist lange her. Zumindest bei den CDs, die mir in letzter Zeit ins Haus flatterten, habe ich das Gefühl, daß einfach der klassische englische Streetpunk des Jahres abgefeiert wird.



Ein schönes Beispiel dafür ist die Band **Berenice Beach**, die laut Info aus dem Großraum Mailand kommt und seit 1998 existiert. Auf ihrer CD »Runaway« gibt es gelungenen melodischen Punkrock, der seine Verbeugung vor den englischen Punk-Helden der zweiten Generation nicht verleugnen kann und es sicher auch nicht will. Textlich wie musikalisch gibt es keine große Überraschung, was aber nicht stört. Manche Stücke sind echt großartig, einige sind allerdings eher so lala. Wer auf Streetpunk à la **Oxymoron** oder auch **Voice Of A Generation** steht, ist hier absolut richtig.

Ähnliches gilt für die ausschließlich in ihrer Heimatsprache singende Band **Rude Pravo**: Sehr rockig kommen die Punk-Stücke auf der neuen CD »Non mi pento«, die man mit großem Vergnügen mehrmals hintereinander hören kann, ohne daß es einem langweilig wird. Hier paaren sich wirklich Melodie mit knallendem, drauflos gehendem Rhythmus – ziemlich klasse, das ganze! Vergleiche fallen schwer, aber versucht mal, Euch gute Deutschpunk-Bands vorzustellen, die italienisch singen. So ähnlich klingt das hier, und das meine ich jetzt positiv!

Ein echter Knaller ist die neue Platte von **Derozer**: Die drei sehr kurzhaarigen Herren aus Vicenza haben ausschließlich italienische Texte, die auf ihrer CD »Chiusi Dentro« leider nicht übersetzt werden, weshalb ich nicht weiß, um was es genau geht. Möglicherweise ist das eh egal. Bei dem Label kann man davon ausgehen, daß die Bands politisch keinen Unfug von sich geben. Musikalisch gibt's den hier ohnehin nicht, ganz im Gegenteil. Ohne Handbremse knallen sich die Italiener durch die zwölf Stükke, immer schön melodisch, immer knallig, immer gut. Vergleiche hinken immer, aber **Bad Religion** am Ende der 80er Jahre ist so falsch dann doch nicht und mögen als Hausnummer gelten.

Zuletzt noch eine sehr bekannte Band: Schon seit Jahren fallen **Los Fastidios** durch politischen Streetpunk mit klaren Aussagen positiv auf. Die Norditaliener setzen auch auf ihrer neuen CD »Ora Basta«, auf der sich vier Musikstücke und zwei Video-Clips befinden, auf die Verbindung aus kraftvollen Melodien und manchmal arg platten politischen Aussagen. Wer die Band mag, wird auch diese Stücke mögen – brillant ist die neue CD allerdings nicht.

Ach ja, die hier besprochenen Platten sind alle bei *Mad Butcher Records* erschienen und dürften bei jedem guten Mailorder zu erhalten sein.

Neue Ska-Platten

Reggae, Rocksteady, Ska und Ska-Punk – die Vielzahl der Begriffe macht es manchmal unmöglich, sich einen echten Überblick zu verschaffen. Ich gestehe ja ein, daß ich mich da kaum noch richtig auskenne. Umso besser, wenn es rührige Labels gibt, die sich systematisch um diese Stilrichtungen kümmern und einem so einen guten Überblick verschaffen.

So sind die Saarländer von **Skafield** mir schon bei ihrer ersten CD vor zwei Jahren aufgefallen: Die Mischung aus Punkrock, Hardcore und Ska gefiel mir schon damals. Auf der aktuellen CD »Smiling At The Tragedy« bleiben sie ihrer Linie treu, verknüpfen messerscharf gespielte Bläsersätze mit manchmal richtig gut-aggressivem Gesang. Ich bin mir sicher, daß die Mischung gerade live richtig zündet – auf Platte funktioniert es auf jeden Fall. *(Leech)*

Sehr jung sind die sieben Schweizer Burschen von **Plenty enuff**, die ihre erste EP als Vier-Stücke-CD rausgebracht haben. Netter, angepoppter Rocksteady wird geboten, der mich allerdings nicht begeistert; unterm Strich zu dudelig. (*Leech*)

Mindestens ebensojung sind die neun Frauen und Männer von **Open Season**, die direkt aus Zürich stammen. Ihre CD »Each Day«, die es auch als Doppel-LP gibt, müsste für den Ska-Fan richtig klasse sein: Die Stücke swingen,



wechseln zwischen flotten und ruhigeren Abschnitten, bieten vor allem einen ausgesprochen angenehmen Gesang, der mir vor allem dann gefällt, wenn die Sängerin ihren Part zum besten gibt. Ska isses nicht immer, oft genug geht es in klassischen Reggae über, aber das paßt dann wirklich zusammen. (*Leech*)

Der Haufen junger Typen aus dem mittleren Schwarzwald (einige Dutzend Kilometer neben dem Baum, hinter dem ich aufgewachsen bin) habe ich schon bei ihrer letzten Platte als durchaus erfrischend betrachtet: **No Authority** machen auch auf ihrer zweiten CD, die den hübschen Titel »Honk If You're Horny« trägt, eine flotte Mischung aus Ska und Punk, die Spaß macht und alle Weithosenträger erfreuen dürfte. Mir ist es unterm Strich zu wenig gepfeffert und originell, und die Cover-Version von »Jesus he knows me« zieht mir die Schuhe aus. Weia.(*Leech*)

Skalariak stammen aus Spanien, genauer aus dem Baskenland, und spielen sehr angenehmen, schwungvollen Ska mit einem kleinen Schuß Punkrock. Vor allem live stelle ich mir das alles sehr schweißtreibend vor; ich bin sicher, daß die Burschen jeden Saal zum Kochen bringen. Und hier gefällt mir die Platte ebenfalls; mag sein, daß das an den Texten liegt und der Art und Weise, wie sie die Band vorbracht: politisch, kompakt und auf den Punkt gebracht. (*Leech*)

Seit gut 15 Jahren treiben **MU 330** aus dem Mittleren Westen der USA schon ihr Unwesen mit ihrem Ska-Punk; sie gehören quasi zu den Leuten, die diese Unterart von Punkrock mit begründet haben. Ich habe auch noch ein Tape von denen, das Ende der 80er Jahre oder so rausgekommen ist. Leider kann ich jetzt nicht so recht vergleichen, inwiefern »Ultra Panic«, die siebte Scheibe der Band, eine Verbesserung oder Fortentwicklung oder sonst was ist. Tatsache ist, daß sie wieder treibende Musik bietet, die in die Beine geht und automatisch dazu animiert, auf dem Stuhl auf- und abzuhüpfen. Und was bitteschön soll Ska-Punk sonst noch auslösen? (*Asian Man Records*)





Die **Chinkees** sind eine der Bands, die live sicher knallen – eine flotte Mischung aus Ska mit einem leichten Punkrock-Schuß sowie anderen Ska-Verbindungen in Richtung Pop und Reggae. Ihre Platte »Searching For A Brighter Future« macht auch Spaß, bringt mich beim Anhören dazu, auf dem Stuhl zu zappeln; danach vergesse ich sie allerdings rasch. Immerhin gibt es im Gegensatz zu den anderen Bands dieses Genres richtig gute Texte mit politisch-gesellschaftlichem Hintergrund. Sehr schön! *(Asianman Records)*

Und dann gibt es eben noch Bands wie Slow Gherkin, bei deren CD »Run Screaming« gar nix bei mir hängen bleibt: eine ausgesprochen nette und ziemlich belanglose Mischung aus Ska, Pop und Punk; die **Wohlstandskinder** auf kalifornisch quasi, aber nicht so amüsant. *(Asianman Records)*



ASIAN MAN RECORDS

Ein Tritt zur richtigen Zeit

Am 14. September 2003 hätte in Karlsruhe mal wieder ein Nazi-Aufmarsch stattfinden sollen. Nachdem in den Jahren davor in jedem Sommer einige hundert Sieg-Heil-Glatzen durch die reizende »Residenz des Rechts« gezogen waren, beschützt von mehreren Hundertschaften Polizei und kaum gestört durch Antifa-Demonstrationen, war der diesjährige Aufmarsch in diesem Jahr verboten worden. Soweit so gut.

Allerdings trieben sich trotzdem haufenweise Nazis in der Stadt herum. Teilweise wohl verunsicherte Reisende von außerhalb, die nicht mitbekommen hatten, daß die Demonstration verboten worden war, teilweise aber auch abenteuerlustige Jung-Glatzen, die Spaß daran hatten, sich ein kleines Katz-und-Maus-Spiel mit den Autonomen zu leisten.

Den bekamen einige von ihnen. Allerdings nicht in der Form, wie sie sich vielleicht den Tag erwünscht hatten.

Als am Rande der Antifa-Demo ein netter Mann mit Nassrasur auf dem Schädel provozierte, bekam er einige ordentliche Klappse ab. Zwei auffallend blonde und durchaus hübsche Frauen (die eine trug ein T-Shirt mit »National Activist« oder so), die am Rande der Demo fleißig fotografierten, wurden massiv bedrängt. Und als eine Gruppe von Nazis kurz mal angegriffen wurde, blieb den Glatzen nichts anderes übrig, als in eine Kneipe zu flüchten – und deren Scheiben gingen bei den folgenden Auseinandersetzungen zu Bruch.

Alles nicht so relevant, alles im harmlosen Bereich. Es wurde keiner der Nazis richtig verletzt, aber es bekamen einige von ihnen deutlich gezeigt, wo ihre Grenzen liegen. Oder in diesem Fall eher stehen.

Beste Aktion dabei: Am Kronenplatz, am Rande der Fußgängerzone, lümmelte ein dicker Glatzkopf mit entsprechend gekennzeichnetem T-Shirt herum. Eine kleine Gruppe von Antifas kam auf Fahrrädern vorbei. Einer der Antifas flitzte mit seinem Rad auf den Nazi zu, trat ihm mit dem Fuß mit voller Wucht in den Wanst, schrie »hau ab, du Arschloch!« und fuhr weiter. Der völlig entsetzte Nazi rannte voller Angst über den Platz davon, so daß sein Wanst nur noch vor sich hin schwabbelte.

Eine Super-Aktion! Klasse! Kompletter Jubel von meiner Seite!

Und ich will jetzt kein Gejammer hören. Von wegen, das sei doch gewaltverherrlichend, wenn ich solche Taten gutheißen würde. Von wegen, die Nazis hätten doch auch ein Recht auf Meinungsfreiheit. Von wegen, man stelle sich doch auf dieselbe Stufe mit den Nazis, wenn man sie körperlich angreife. Und was man sonst noch an klugen Sprüchen zu hören kriegt, wenn man manchen Leuten erzählt, daß man Nazis am liebsten aufs Maul hauen würde, ihnen sogar gelegentlich aufs Maul hauen müßte.

Klar, selbstverständlich wird der Trottel, der heulend über den Kronenplatz wegrannte, deshalb nicht seine politische Meinung ändern und sich am nächsten Tag bei der örtlichen SPD als Mit-



glied einschreiben. Er wird weiterhin ein widerlicher Nazi sein, wahrscheinlich weiterhin klammheimlich **Störkraft** daheim hören und sich wünschen, alle Türken umbringen zu können. An seiner prinzipiellen Meinung ändern solche Hiebe und Tritte nichts.

Aber so ein blöder Nazi wird sich künftig genau überlegen, ob er das in aller Öffentlichkeit macht. Er wird sich auch genau überlegen, ob es sich lohnt, an der Öffentlichkeit solche Sprüche zu reißen oder für eine Nazi-Organisation marschiert. Er wird ein bißchen von dem Klima der Angst abbekommen, das seine Leute, seine Kameraden permanent in dieser Republik verbreiten. Und er wird ein bißchen von dem spüren, was andere Leute für ihn empfinden: nämlich Haß und Wut.

Es sind also pädagogisch wertvolle Schläge. Mag sein, daß das alles nicht gerade sehr demokratisch und politisch korrekt ist. Aber es ist sinnvoll und angebracht – diese Menschen verstehen ja leider keine andere Sprache. Wer das Gegenteil behauptet, möge gerne mit einer Horde von Mitgliedern der Kameradschaft Karlsruhe diskutieren. Ich wünsche ihm oder ihr dazu schon einmal viel Vergnügen ...

Wobei es meiner Meinung nach schon sehr wichtig ist, daß sich unsereins – wer immer sich derartig artikuliert – einer anderen Gewalt bedient als die Nazis. Wenn man schon Gewalt als Mittel der Auseinandersetzung akzeptiert (und es gibt genügend Gründe, das nicht zu tun), muß aber klar sein, wo die Grenzen liegen. Die von mir als Beispiele aufgeführten pädagogischen Schläge und Tritte bringen niemanden um, sorgen nicht einmal für überbelegte Krankenhausbetten. Es sind heilsame Schocks, die einen bornierten dummen Deutschen aus seinem Glauben



herausholen, er und seine Gesinnungskameraden hätten das Glück dieser Welt für sich gepachtet.

Wo Nazis ihren Haß auf Andersdenkende blindlings austoben und Brandsätze in die Wohnungen von türkischen Familien schleudern oder einfach Menschen tot prügeln, die sie für Schwule, Punks, Obdachlose oder Ausländer halten, ist das Ausdruck einer Geisteshaltung, die Unterdrückung und Massenmord zumindest in Gedanken immer toleriert oder gar für gut befunden hat.

Wer aber gegen Nazis vorgeht, darf nicht einmal andeutungsweise in eine solche Umgebung kommen. Pädagogische Schläge auf den Hinterkopf oder ein flotter Tritt in den Wanst mit einem »Hau ab, du Arsch!« sind sicher sinnvoller als ein totgeschlagener Märtyrer.

Insofern möchte ich meine Predigt hier nicht als Plädoyer für Gewalt verstanden haben. Sondern eher als Aufforderung, mit Tucholsky zu sprechen: »Küsst die Faschisten, wo ihr sie trefft.« Oder so ähnlich ...

Punk aus München

Mal wieder gab es ein kleines Promo-Paket des Münchener Labels S&S Records. Die CDs fasse ich einfach auf einmal zusammen.

Man muß sich ja wirklich fragen, ob wirklich alle Platten von früher wieder veröffentlicht werden müssen. Aber die **Marionetz** und ihre LP »Jetzt knallt's« waren anfangs der 80er Jahre klasse, da paßt es, wenn man sie heute für jüngere Leute wieder zugänglich macht. Auf der jetzt vorliegenden CD ist die LP von 1981 ebenso drauf wie die EP von 1980 sowie zwei Bonus-Stücke. Und auch wenn Stücke wie »Susi Schlitz« heute eher peinlich sind, haben die **Marionetz** in ihren frühen Tagen schon richtig geknallt und gehören zu Recht zu den Highlights des frühen Deutschpunk.

Ich gestehe, daß ich die **Nikoteens** nie besonders gut fand. Einmal in den 80er Jahren sah ich diese Münchener Band und war von ihrem schnellen, eher metallischen Hardcore nicht sehr beeindruckt: Das war mir einfach zu wenig melodisch, zu schrubbig und zu stumpf auf die Dauer. Irgendwie ist es zwar klasse, daß die Platte »Aloah-Oehh« jetzt auf CD erschienen ist, gerade für die jungen Leute, die den alten Sound ja nie bewußt wahrnehmenkonnten. Zur LP gibt es noch die EP von 1981 – also beides echte Deutschpunk-Klassiker. Ich gestehe, daß ich mir das nicht mehr anhören kann, nicht einmal mehr aus historischen Interessen. 1983 ist definitiv vorüber, das braucht keiner mehr.

Bei ihrem Auftritt im Frühjahr 2003 wußte die **Garden Gang** zu überzeugen: Im Keller der »Ex-Steffi« legten die Münchener zusammen mit der uralten Punk-Legende TV Smith einen überzeugenden Auftritt hin. Auch ihre erste richtige CD, die unter dem Titel »Follow The Trend« erschienen ist, macht richtig Spaß: Die Mischung aus Glam-Rock und Punk, aus tief hängenden Rock-Gitarren und meist sehr gelungenen Melodien geht auf. Gegen die **Revolvers** haben die Jungs von der **Garden Gang** noch einen schweren Stand, aber ansonsten wissen sie zu überzeugen! Die beste Platte dieses Pakets ...

Schrill und schlecht zugleich

In den frühen 90er Jahren im flachen Mecklenburger Land unweit von Rostock: Henry Haschke sowie seine Kumpels Sid Mayer und Stoppel saufen und kiffen zu viel, raufen mit dummen Nazis und anderen Dorftrotteln und beschließen in einer Sauflaune, als »Freie Radikale« eine Reihe von Terror-Anschlägen zu verüben, um so dem antiimperialistischen Kampf zum Erfolg zu verhelfen. Und natürlich geht alles schief ...

Soweit die kurze Inhaltsangabe des Buches »Die FRÖSI-Bande«, das schon vor einiger Zeit bei Killroy Media erschien. Mehr gibt es kaum zu sagen, denn die Handlung des Romans besteht im wesentlichen aus einer Abfolge von Drogen- und Saufexzessen, von Arbeitsverweigerung, von eher unterdurchschnittlichem Geschlechtsverkehr und einigen Hauereien sowie sinnlose Action. Manche Szenen machen dem Leser bei der Lektüre richtig Spaß, bei anderen sitzt man allerdings da und weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll.

Der Autor weiß immerhin, wovon er schreibt. Christian Wolter veröffentlichte in den 90er Jahren in dem aus Bad Doberan kommenden Fußball-Fanzine »Frösi«, dessen Titel eine Anspielung auf die gleichnamige DDR-Kinderzeitschrift war. Später koppelte er seine redaktionelle Beilage »Frösi für die Frau« aus und baute sie zu einem eigenständigen Fanzine um, dessen Inhalte stets von skurrilem Humor und ziemlich daneben gehenden Scherzen auf höchstem Niveau gekennzeichnet waren. Ich habe mich auf jeden Fall stets amüsiert, wenn ich das kleine, aber eine Heft in die Finger bekam.

Leider überträgt sich der Spaß nur teilweise auf den vorliegenden Roman. Zwar sind die Szenen teilweise echt klasse geschildert, wird der Humor in manchen Szenen so bizarr wie ehedem im Fanzine. Doch gleichzeitig ist das Deutsch derart schlimm, daß zumindest mir die Lektüre verleidet wird. Kunterbunt und ohne jegliche Logik wechselt der Autor die Zeitebenen mitten im Absatz, ohne sich zu kümmern, ob seine Leser das nachvollziehen können. Unvorbereitete Perspektivenwechsel, platte Charakterisierungen und haufenweise Füllwörter erleichtern die Lektüre in solchen Fällen nicht.

Irritierenderweise stört das nicht einmal so. Die grellen Szenen in »Die FRÖSI-Bande« unterhalten zumindest den Leser, der Punkrock-Fanzines gewöhnt ist und sich von holpernden Formulierungen deshalb nicht abschrecken läßt. Ob das allerdings für eine unvorbereiteten Leser den sehr hohen Preis rechtfertigt, ist die ganz andere Frage ...

Christian Wolter: Die FRÖSI-Bande
Originalausgabe / HC
Killroy Media / ISBN 3-931140-23-7
248 Seiten / 15,50 Euro

Zugiger Traum



Irgendwie stand ich auf diesem Bahnhof herum, der zugleich eine Grenzstation war, und wollte von dort aus mit der Bahn nach Amsterdam fahren. An einem Schalter sagte man mir, daß meine Papiere nicht in Ordnung seien, und schickte mich zurück. Ich könne so nicht mitfahren.

Also verließ ich den Bahnhof, kam hinaus in eine dunkle Straße, wo ich erstaunlich zielsicher auf eine Bude zuging. Dort verlangte ich einen neuen Personalausweis, was der Besitzer des Ladens – ein gesichtsloser Mann mit grauen Haaren – anstandslos und ohne Probleme als Arbeitsauftrag annahm.

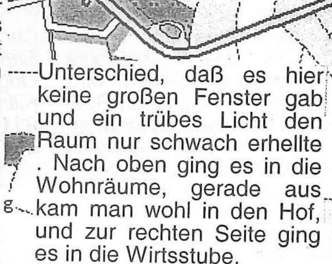
Ich bekam einen neuen Ausweis, der auf den Namen Rainer Castor ausgestellt war (kein Witz!), dazu eine neue Fahrkarte. Dann ging ich zurück. Dummerweise trödelte ich auf der Straße herum, kam auch eher gemütlich in den Bahnhof hinein, der sich jetzt als Sackbahnhof entpuppte, bemerkte dann aber, daß der Zug gleich abfahren würde.

Also rannte ich los wie ein Blöder. Der richtige Bahnsteig war natürlich ganz am Ende, er sah ein bißchen aus wie der Hauptbahnhof in Stuttgart, und als ich am Bahnsteig ankam, sah ich gerade noch den rot angestrichenen Zug davon fahren: Es handelte sich offensichtlich um eine Mischung aus Triebwagen und Diesel-Lokomotive.

Verzweifelt stand ich da, meine Fahrkarte und meinen Rainer-Castor-Ausweis in den Händen, und wußte nicht, was ich machen sollte. Da wachte ich auf ...

Zwei Schwule im Dorf

Warum und wie es meinen alten Kumpel Hermann und mich in das hessische Hügelland hinter Darmstadt verschlagen hat, will ich erst gar nicht genau erklären. Tatsache ist auf jeden Fall, daß wir irgendwann in Otzberg-Lengfeld etwas zu essen suchten und nur eine einzige Kneipe fanden. Und da hingen uns die Mägen schon wirklich komplett auf Kniehöhe.



Das Gasthaus war das einzige Gebäude im Ort, das so aussah, als ob man dort etwas zu essen bekommen könnte. »Veste Otzberg« nannte es sich, es schien eine Metzgerei mit angeschlossenem Gasthaus zu sein, und wir steuerten darauf zu.

»Es gibt vor allem Schnitzel in allen Variationen«, sagte Hermann, nachdem er die Speisekarte studiert hatte. »Sogar ein Gemüseschnitzel für dich.«

»Das muß ja nicht sein«, gab ich zurück. Ich erinnerte mich düster an die vielen schlechten Erfahrungen, die ich in den letzten Jahren mit Gemüseschnitzeln und anderem Dreck gemacht hatte. Vor allem in einer Metzgerei, wo man üblicherweise nicht verstehen konnte, warum irgend jemand allen Ernstes auf den Genuß von Fleisch verzichten wollte. »Die werden ja wohl irgendeinen Salat haben. Und in Gasthäusern auf dem Dorf ißt man«

Wir entschlossen uns, das Lokal zu betreten, kamen aber erst einmal in einen düsteren Vorraum. Nach der Eingangstür öffnete sich nämlich ein Treppenhaus, wie in einem stinknormalen Wohnhaus; mit dem einen Unterschied, daß es hier keine großen Fenster gab und ein trübes Licht den Raum nur schwach erhellte . Nach oben ging es in die Wohnräume, gerade aus kam man wohl in den Hof, und zur rechten Seite ging es in die Wirtsstube.

Die wiederum sah aus wie ein besonders großes Wohnzimmer, mit dem einen Unterschied, daß man in eine Ecke eine Theke gebaut hatte, die so rund ein Drittel des Raumes einnahm. Zwischen der Theke und den Außenwänden gab es jeweils einige Tische, die in Form eines »L« angeordnet waren. Allerdings ließ die Wirtin, die hinter der Theke hantierte, nur eine Hälfte des Raumes erleuchtet.

Das machte die Auswahl eines Sitzplatzes einfach. Gleich neben dem Eingang war ein Tisch belegt: Hier saß ein dickbäuchiger Mann mit gelbem Polo-Hemd und dickem Schnauzbart, der ein Bier vor sich hatte und bei unserem Eintreten mitten im Wort verstummte. Und in der Ecke gab es einen weiteren Tisch, an dem eine Frau sowie zwei Männer um die fünfzig saßen, die uns beide anstierten, als hätten sie noch nie fremde Menschen gesehen.

Immerhin waren zwischen diesen zwei Tischen noch zwei weitere kleine Tische frei. Auf einen davon steuerten wir spontan zu, nachdem wir laut gegrüßt hatten. Als einzig andere Möglichkeit hätte sich noch die Bar angeboten, an der vier Männer auf Barhockern saßen, jeder ein Bier vor sich, die sich nach uns umdrehten und uns direkt anschauten.

Kurz stutzte ich. Niemand reagierte auf mein lautstarkes »Guten Tag«. Alle starrten mich aus fischigen Augen an, ein halb lautes Gemurmel kam zumindest von der Theke; das konnte ich als Begrüßung interpretieren.

Da wir Hunger hatten, ließen wir uns trotzdem nieder. Es dauerte einige Zeit, dann kam auch schon die Wirtin hinter der Theke vor: eine farblos aussehende Frau mit kurzen blonden Haaren. Sie schaute uns an, reagierte mit einem Brummen auf unser wiederholtes »Guten Tag« und guckte weiterhin erwartungsvoll.

»Kann man bei Ihnen etwas zu essen bekommen?«, fragte ich sicherheitshalber. Man wußte in solchen Orten ja nie, auf was man sich wirklich einließ.

Die Frau in ihrer roten Schürze schaute mich an, als ob ich ihr einen unanständigen Antrag gemacht hätte. »Ja«, sagte sie, drehte sich um und ging. Es dauerte eine Weile, bis sie



hinter der Theke zwei Speisekarten geholt und uns auf den Tisch gelegt hatte. Bevor wir ein Bier oder sonst ein Getränk bestellen konnten, war die Frau bereits wieder verschwunden.

Nachdem wir die Speisekarte studiert hatten, dauerte es wiederum eine Weile, bis die Frau erneut auftauchte. Hermann orderte ein Schnitzel mit Pommes und Salat sowie ein Schorle, während ich ein Bier bestellte und das einzig vegetarische Gericht: »die Salatplatte bitte, aber ohne den Schinken, und dazu eine Portion Pommes frites« ... Ohne einen Kommentar verschwand die Frau wieder hinter der Theke und dort durch eine Tür.

Immerhin hörte das unangenehme Schweigen im Raum langsam auf. Die Männer an den Tischen redeten miteinander, und sie redeten auch mit den Männern an der Theke. Sie benutzten den Dialekt der Region, den ich allerdings gut verstand. Eigentlich redete jeder in der kleinen Gaststube miteinander, nur natürlich nicht mit uns, die wir wie ein verlorenes Paar dazwischen saßen. Und immer wieder spürte ich die kritischen Blicke, die sich geradezu in meinen Rücken bohrten.

Hermann und ich sprachen mit halblauter Stimme miteinander, unterhielten uns über unverfängliche Themen, übers Autofahren und die Arbeit beispielweise. Die lauten Stimmen der Männer brandeten gewissermaßen über unsere Köpfe hinweg, unbeeinflußt von uns.

Irgendwann beugte ich mich nach vorne. »Ich komme mir hier total falsch vor«, sagte ich so leise wie möglich und so deutlich wie nötig.

Hermann bestätigte durch Kopfnicken. »Die halten uns bestimmt für zwei Schwule aus der Großstadt«, meinte er trocken.

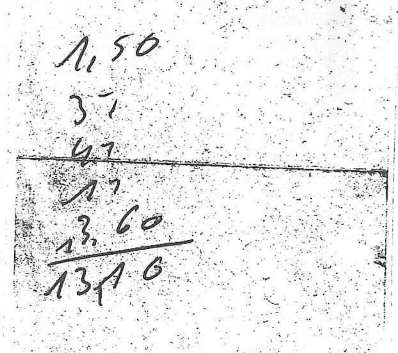
Wahrscheinlich hatte er recht. Man hatte uns sehr genau taxiert und sehr genau betrachtet, ganz eindeutig machte sich jeder im Raum seine Gedanken über uns. Zwei Männer Ende der dreißig, keiner von ihnen mit einem Ehering am Finger, die miteinander in einen Landgasthof gingen – da konnte etwas nicht ganz richtig sein ...

Irgendwann kamen unsere Getränke; davor hatte ich kurz zugeschaut, wie die Bedienung völlig dilettantisch mein Weizenbier einschenkte. *Wahrscheinlich bestellt das sonst keiner,* dachte ich, als ich bemerkte, daß alle anderen Männer in der Kneipe das lokale Pils vor sich stehen hatten. Immerhin war das Bier in Ordnung.

Dafür entpuppte sich das Essen, das die Bedienung ohne ein »Bitte« oder so vor uns abstellte, als eine halbe Katastrophe. Mein schöner Salat war mit Thunfisch aufgefrischt, die Pommes waren lauwarm und nicht richtig gesalzt, aber Hermanns Schnitzel war in Ordnung – bei einer Metzgerei nicht so sehr verwunderlich.

Wir aßen schnell und schweigend. Zwischendurch ging ich auf die Toilette,





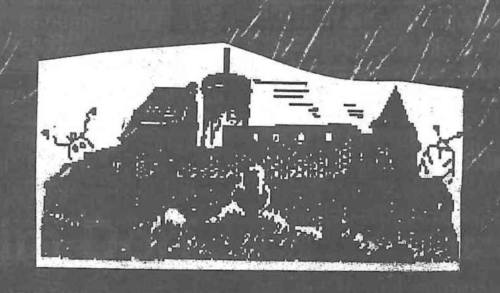
mußte dabei einen Hof überqueren, in dem zwei Schäferhunde herumlungerten. *Immerhin erkennen sie mich nicht als Fremden und lassen mich in Ruhe,* dachte ich, während mir feuchter Schweiß über den Rücken lief.

Wir wollten nur noch raus aus der Gaststube, in der wir von Sekunde zu Sekunde mehr das Gefühl hatten, absolute Fremdkörper zu sein. So fremd hatte ich mich noch nie zuvor gefühlt, im letzten Buschdorf in ländlichen Regionen in afrikanischen Staaten nicht.

In Hessen fühlte ich mich auf jeden Fall fremder als auf dem »flachen Land« im Senegal. *Eigentlich schon seltsam,* fand ich. Und ich sah normal aus, besaß weder bunte Haare noch einen Iro noch sonst irgend etwas, mit dem ich aus der Masse herausstach. Die Tatsache, daß ich nicht aus dem Ort war und in Begleitung eines anderen Mannes am Tisch saß und zu Abend aß,

schien auszureichen, um mich anstarren zu können.

Wir wollten irgendwann nur noch raus aus der Gaststube, in der wir von Sekunde zu Sekunde mehr das Gefühl hatten, absolute Fremdkörper zu sein. So fremd hatte ich mich noch nie zuvor gefühlt, im letzten Buschdorf in ländlichen Regionen in afrikanischen Staaten nicht.



In Hessen fühlte ich mich auf jeden Fall fremder als auf dem »flachen Land« im Senegal. *Eigentlich schon seltsam*, fand ich. Und ich sah normal aus, besaß weder bunte Haare noch einen Iro noch sonst irgend etwas, mit dem ich aus der Masse herausstach. Die Tatsache, daß ich nicht aus dem Ort war und in Begleitung eines anderen Mannes am Tisch saß und zu Abend aß, schien auszureichen, um mich anstarren zu können.

Das Zahlen entpuppte sich noch als weitere Schwierigkeit. Da ich mich offiziell auf einer Dienstreise befand, war die Idee die gewesen, den guten Hermann auf Firmenkosten zum Essen einzuladen. Der Wunsch aber, die Bedienung möge mir einen Beleg schreiben, den ich in der Buchhaltung einreichen könnte, schlug aber komplett ~~vom~~ fehl.

Die Frau schaute mich, sagte nur mit ausdrucksloser Stimme, das gehe nicht, und addierte die einzelnen Zahlen auf einem stinknormalen Blatt Papier. Das Geld kassierte sie ohne »Danke«, auch das Trinkgeld von immerhin 70 Cent steckte sie ein, ohne auch nur eine Wimper zu bewegen.

Dann standen wir auf und gingen. Mit einem zackigen »Wiedersehen« verabschiedete ich mich von der Runde an den Tischen und an der Theke, von denen sich während der einen Stunde, die wir in der »Veste Otzberg« zugebracht hatten, keiner von seinem Platz bewegt hatte. Immerhin bekam ich ein vielstimmiges Gemurmel zur Antwort, das man mit viel gutem Willen als eine höfliche Verabschiedung interpretieren konnte.

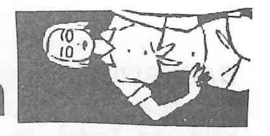
Draußen vor der Tür schauten wir uns an, froh darüber, frische Luft zu atmen, und lachten beide los. »Die zerreißen sich da drin jetzt das Maul über uns«, meinte Hermann.

»Stimmt. Die werden jede Handbewegung im Detail besprechen, sonst ist hier in dem Kaff ja nichts mehr los.«

Wir waren heilfroh darüber, das Essen überstanden zu haben, und nahmen uns beide fest vor, die sogenannte »Veste Otzberg« nie wieder zu besuchen. Obwohl ... eigentlich hätte ein touristischer Besuch an diesem Ort doch wieder was ...



Plattenbesprechungen



Diesmal sind so viele Platten bei mir eingetroffen, daß ich es nicht einmal geschafft habe, sie alle richtig anzuhören und zu besprechen. Kein Wunder: Der Sommer war klasse, da gab es besseres zu tun, als wichtig zu Hause zu sitzen und Platten zu rezensieren. Alle Labels seien deshalb vertröstet: Die Besprechungen werden nächstes Mal nachgeholt. Im Winter sieht die Sache ja üblicherweise anders aus, da treibt mich das Wetter nicht aus dem Haus, und ich höre viel mehr und viel intensiver Musik.

TUBESUCKERS: Fast Fast Fast

Die zweite CD der Hardcore-Hoffnung aus Karlsruhe. Rein musikalisch gibt es schnellen, aggressiven Sound mit den entsprechenden Texten um die Ohren gehauen; das ganze überzeugt komplett. Leider ist der Sound dieser Demo-CD ein bißchen dumpf, dafür knallt die Band live um so besser. (*www.tubesuckers.de*)

BRIGADE S.: Aso-Pack

Rumpeliger Oi!-Punk aus Wanne-Eickel, der laut Info »heimlichen Perle des Ruhrgebiets«. Der Sound ist nicht gerade anspruchsvoll, macht live aber sicher Bierspritz-Spaß und ist auch auf CD durchaus anzuhören. Inhaltlich gibt es die üblichen Oi!-Texte, wobei mir der Text über die »Bösen Onkels« (genau so geschrieben) am besten gefällt – auch so kann man schön spöttisch Stellung beziehen. Bingo. *(Teenage Rebel Records)*



THEE FLANDERS: Punkabilly From Hell

Musikalisch geht die Mischung aus Psychobilly-Sound und eher langsamem Punkrock gut ins Ohr und auch in die Beine. Man darf aber keine Sekunde lang über die Texte nachdenken und sollte vermeiden, sich die horror-lastigen und Vergewaltigungen gut findenden (ja-ja, ist alles Ironie, ich weiß – aber ... seufz) Texte im Booklet durchzulesen: Sonst bricht man entweder in einen Lachkrampf aus oder schmeißt das Ding angeekelt weg. Warum Leute wie Micha vom **Plastic Bomb** diesen Rotz gut besprochen haben, verstehe ich nicht: Gilt Vergewaltigung neuerdings in Punkrock-Kreisen als Kavaliersdelikt? *(Halb 7 Records)*

THE NEW YORK REL-X: She's Got The Gun

Die New Yorker Band war mir bislang von einer sehr guten 10" her bekannt. Mit dieser Mini-LP und ihren sechs Stükken zelebrieren die zwei Frauen und zwei Männer erneut ihren melodischen Punkrock, der einfach Spaß macht. Wer Frauengesang mag und gerne zu Melodien hüpft, kommt hier bestens auf seine Kosten. Coole Scheiße. *(Dirty Faces)*

NONE MORE BLACK: File Under Black

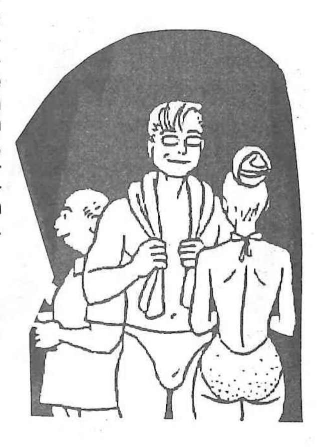
Die brandneue Band aus Philadelphia zeigt auf ihrer ersten Platte, daß sich die vier Burschen schon lange in der Szene herumtreiben: Die treibende Mischung aus 14 melodischen Punkrock-Stücken und einem kräftigen Schuß Emo gefällt, geht nach einiger Ladehemmung gut ins Ohr und läßt einen automatisch beim Anhören mit dem Kopf wackeln. Bingo. *(Fat Wreck)*

BLACKHEAD: Demo

So richtig schlau werde ich aus der Band nicht: Musikalisch wandert die fünfköpfige Kapelle aus dem Großraum Mittelbaden zwischen MelodyCore, Hardcore und hardrockigem Grunge-oder-was-auch-immer Zeugs (»the day the sun refused to shine«); trotzdem gefällt mir das Ergebnis meist sehr gut. Einige Stücke auf dem ersten Demo knallen sogar richtig gut, das ist oft richtig guter Hardcore mit einem Schuß Melodie. Mich nerven dann eher Formulierungen im Informationsblatt, in denen herauskommt, daß die Musiker »seit 1993 im Showbiz« sind, ohne daß das ironisch klingt. Hm. Seien wir fair: Das Demo gefällt mir, und jetzt muß ich halt mal schauen, was aus der Band wird. *(Karlheinz Käshammer, Weinbergstr. 62, 76530 Baden-Baden)*

MANIFESTO JUKEBOX: dto

Sechs Stücke der Finnen sind auf dieser CD, vier von einer EP ausm Jahr 1999, zwei von einer EP ausm Jahr 2001. Sie spielen den rockigen Punk, für den sie zu Recht bekannt geworden sind. Sehr schöne Zusammenstellung für die, die keine Chance hatten, die seltenen kleinen Platten zu kaufen; lohnt sich *(Boss Tuneage)*



BACKSLIDE: Terror Age

Hölle und Teufel!, ist diese Platte geil! Die drehte sich ungelogen zwei Wochen lang im CD-Player! Die vier Punkrocker aus Freiburg schütteln mit leicht wirkender Hand mehr als ein Dutzend Punkrock-Hymnen aus dem Ärmel, daß man sich wirklich fragt, warum es so lange dauern mußte, bis eine derart gute Band aus Südwestdeutschland kommen konnte. Da die Band gerne mit **Oxymoron** verglichen wird, hier eine Einschränkung: Wo die Franken gerne zum grobschlächtigen Oi! neigen, bleibt es bei den Badenern immer melodisch. Wer noch nie von ihnen gehört hat, stelle sich einfach den melodischen Punk vor, der anfangs der 80er Jahre von der Insel kam und der für mich sehr eng mit dem Namen **Stiff Little Fingers** verbunden ist. Großartig! Ein echter Hit! *(Social Bomb Records*

WASTED: Suppress & Restain

Die Vinyl-Version dieser vorzüglichen Punkrock-Platte gibt es schon seit einiger Zeit – jetzt können CD-Freunde auch ihre Version der Klasse-Platte aus Finnland kaufen. Und ich freue mich, daß ich die göttlichen Wasted jetzt auch noch während der Arbeitszeit vom CD-Player im Computer hören kann ...*(Boss Tuneage)*



POSSIBLE SUSPECT: So Sick Of Your Dependency

Die fünf Holländer aus Utrecht zelebrieren etwas, das man heutzutage kaum noch kennt: Hardcore-Punk der eigenständigen Sorte, mal melodisch, mal ratzeschnell, nie auf einen Hit schielend und immer politisch. Ich gestehe, daß ich mit der CD die ersten zwei, drei Mal nichts anfangen konnte; vergleichbar vielleicht mit den ungleich bekannteren **Human Alert**, die auch höchst selten so etwas wie einen Hit gebracht haben. Interessanter Blick über den Tellerrand ... *(Mad Butcher Records)*

MORETHANEVER: Silent & Cold

Newschool-Hardcore ist mir mit seinem Metal-Touch zu aufgesetzt und von daher nicht meine Tasse Bier; ich höre mir das durchaus mal an und wackle auf dem Konzert mit dem Kopf dazu, würde mir da aber nicht unbedingt eine Platte kaufen. Im Verlauf der 90er Jahre habe ich solche Bands ein paarmal angeguckt, erinnere mich unter anderem an die Krishna-Kapelle **108** und andere ... Insofern bin ich für diese CD nicht der ideale Rezensent, kann also nur sagen, daß das Ding sehr gut aufgenommen ist und die fünf Typen aus Ludwigsburg (wenn ich mich nicht irre) sich nicht hinter irgendwelchen anderen Bands zu verstecken brauchen. *(Guideline Records, Hirschstr. 19, 76133 Karlsruhe)*

BENNY: Our True Intent ...

Die Band aus England gibt's noch nicht so lang und hat sich irgendwie noch nicht auf einen richtigen Stil festgelegt, klingt aber wie anfangs der 80er Jahre: melodischer Hardcore mit einem Schuß Ironie und einigen Hit-Anklängen. So richtig begeistern kann mich das ganze noch nicht, der Anfang ist aber gut – erinnert aber zeitweise an Bands wie die alten **Instigators**, die eine ähnliche Mischung boten und mit ihren furiosen Auftritten überzeugten. *(Boss Tuneage)*

SNITCH: Genuine

Man muß den Zürichern ehrlich zugestehen, daß ihre Art von Melodie-Punk alle Chancen hat, kommerziell erfolgreich zu werden. Gönnen will ich's ihnen auch: Bei den Stücken stimmt alles, der saubere und zugleich rauhe Gesang, die flott rockenden Stücke, die Melodien. Und die Produktion ist bei alledem ebenfalls vom feinsten. Ideale Abhüpfmusik für Weithosenträger und andere junge Leute. Mir ist dieser Sound unterm Strich zu glatt, wenngleich ich vor dieser Perfektion echt den Hut ziehen muß. *(Wolverine Records)*

RENO DIVORCE: You're Only Making It Worse

So richtig originell ist das nicht, was die drei Jungs aus Florida auf ihrer aktuellen Platte zimmern: Man nehme einen tüchtigen Mix aus **Social Distortion** und **Swingin' Utters**, mixe ein bißchen **US Bombs** dazu – und hat dann etwas, das allerdings schmissig und rund klingt, das sicher auch live zu überzeugen weiß. Nennt es unoriginellen Schunkel-Punk, nennt es, wie Ihr wollt: Mir hat die CD dann doch mächtig Spaß gemacht. *(Boss Tuneage)*

ANTIDOTE: Back In Year Zero

Rotziger Irokesen-Punkrock aus Holland. Die Platte der fünf Stachelköpfe klingt wirklich so, als sei sie 1982 aufgenommen und im Jahr 2003 noch mal ordentlich abgemischt worden. Wer also auf diese Art Sound steht, wie man ihn anfangs der 80er Jahre auf der Insel gespielt hat, kann hier nichts falsch machen. Vor allem, weil sich die Band keine textlichen Peinlichkeiten leistet und einem keine Überraschungen liefert. Gelungener Streetpunk mit hohem Pogo-Faktor! *(Dirty Faces)*

BETTER GRIM: Retro

Die Band hat sich irgendwie nach einem Superhelden benannt, sie existiert schon nicht mehr. Zur Zeit ihrer Existenz spielten die vier Burschen aus Wisconsin auf jeden Fall netten Pop-Punk, der nicht wehtut, aber eben auch nicht kickt, sondern nett vor sich hinplätschert. Diese CD hier fasst alles zusammen, was die Burschen gemacht haben, sogar Demo-Aufnahmen. Und die sind alles andere als prickelnd. Gähn. *(Boss Tuneage)*

CADDYSHACK: Fuck Traditions

Eine Band aus dem Schwäbischen, die keine Lust auf Melodie-Gedaddel hat, die aber trotzdem ihre Melodien mag. So klingt dann auch die CD, für die die fünf Burschen noch ein offizielles Label suchen: Der richtige Hit-Durchbruch fehlt noch, aber die Mischung aus rauhem Gesang und flottem Gepunkrocke paßt schon. In punkto Gestaltung haben sich die Burschen ohnehin schon einiges einfallen lassen – das sieht alles wirklich sehr gut aus. Da kann man getrost gespannt darauf sein, wie es mit der Band weitergeht ...*(Mirko Rack, Döllenstr. 12,73553 Altdorf)*



SKUNK ALLSTARS: Bleeding Hearts And Smiling Faces

Zwischen Reggae, HipHop und Skapunk schwankt diese CD einer Kölner Band – ich bin sicher, daß diese Mischung auf einer Party zündet, und ich würde der Band gönnen, daß sie diverse alberne Kommerz-Bands (ich habe mich dieses Jahr öffentlich bei den hochgelobten **Seed** fast erbrochen) an die Wand spielt. Mir ist es auf Dauer zu beliebig. (*Wolverine*)

TERMINUS: Graveyard Of Dreams

Ziemlich rockig und auch einen Touch schwermetallig kommt diese englische Band daher. Daß es sie seit zwanzig Jahren gibt, glaube ich allerdings sofort: Genauso klangen Mitte der 80er Jahre viele britische Bands und lehrten mich auf diese Weise das Grausen. Na ja, es handelt sich hier auch um eine Zusammenstellung von Stücken aus ebendiesen zwanzig Jahren, insofern ist das schon in Ordnung. Manchmal klingt das ganze nach **Misfits** in ihrer okaynen Phase, manchmal nach den **English Dogs** in ihrer schlimmsten Phase – teils ist das also brauchbar, teilweise arg fiedlig. Sehr durchwachsen. *(Boss Tuneage)*

VAGEENAS: When Music Hurts

Babette aus Wuppertal und drei junge Mitstreiter fabrizieren auf ihrem x-ten Tonträger das, womit mich die **Vageenas** seit Jahr und Tag erfreuen: schlichter, rotziger Punkrock, der nach vorne bolzt, auf wenig Rücksicht nimmt und immer mit einem sarkastischen Augenzwinkern um die Ecke guckt. Natürlich ist das keinen Millimeter originell und klingt verdammt altbacken, macht aber einfach Spaß – das hier ist keine aufgesetzte Kommerzscheiße, sondern trifft auf den Punkt. *(Plastic Bomb Records)*

SCAB: Last Legal Moments

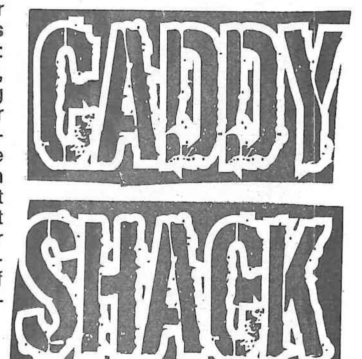
Die Band aus Bayern wechselt zwischen Punkrock und Ska, macht mal lange und mal kurze Stücke, bringt englische Texte und bleibt bei alledem leider relativ konturlos. Schlecht sind die drei Herren und die eine Dame nicht, aber es bleibt viel zu wenig hängen. *(Aggressive Noise)*

SILENCE THE FOE: Demo

Wütend nach vorne gedroschener Newschool-Hardcore. Okay, hier wird auch die Metal-Gitarre geprügelt, und garantiert gibt's beim Konzert Teufelszeichen zu sehen; aber das ist völlig okay. *(Guideline Records)*

BLISTERHEAD: Punk Royale

Die schwedische Band war mir bislang nicht bekannt, was sich künftig wohl ändert. Blisterhead hauen auf ihrer dritten Platte insgesamt 18 Stücke raus, die einfach klasse sind: Punkrock, bei dem gebrüllt und gerockt wird, bei dem es heftig zur Sache geht, bei dem all das dabei ist, was die Irokesenpunk-Fraktion bei den Früh-80er-Jahre-Bands so mag. Rotziger als **Voice Of A Generation** und **Oxymoron**, dabei abgeschmeckt mit schönen Melodien und glasklarem Sound. Tolle Platte zum Rumhüpfen und Bierspritzen! (*Mad Butcher*)



Männer im Klo

Es war im Keller des Klosters Seeon, mitten in der bayerischen Pampa, fast hundert Kilometer hinter München und nördlich des Chiemsees. Wie ich in dieses Kloster gekommen war und was ich dort in Wirklichkeit alles trieb, hat mit dieser Geschichte nichts zu tun, weshalb ich es auch nicht erwähne. Und daß sie im Keller eines Klosters spielt, tut erst recht nichts zur Sache.

Nach dem zweiten Weißbier mußte ich pinkeln. Das wunderte mich: Normalerweise treibt mich schon der Anblick von bayerischem Weißbier auf die Toilette, in diesem Fall hatte ich tatsächlich einen kompletten Liter durchgestanden. Irgendwie war ich sehr stolz auf mich. Was mich allerdings nicht davon abhielt, aufzustehen und zwischen den Tischen und Stühlen hindurch zu gehen und mich dann nach rechts in einen weiteren Gewölbekeller zu gehen.

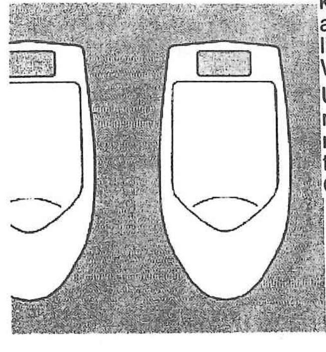
In der Klosterschänke im Kloster Seeon, die von der Optik her sehr stark an die gute alte Zeit des Klosters erinnerte und mit schwerem Holzmobiliar, mit hübschen Kissen auf den Sitzbänken und mehr oder weniger gelungenen Bildern an der Wand aufwartete, sah zumindest die Toilette sehr modern aus. Der Zugang war über einen Gang möglich, dann aber kam eine völlig normal gestaltete Einrichtung: weiße Wände, saubere Pissoirs und Waschbecken, kein Heiligenbildchen und kein Papst-Porträt. Man mußte sich hier nicht unbedingt beim Pinkeln auch gleich erbrechen.

Es gab insgesamt drei Pissoirs und zwei Kabinen; bei beiden war die Tür zwar zu, aber offensichtlich nicht verschlossen. Am rechten Pissoir stand ein blonder Mann mit ebenso blondem Schnurrbart, ein eher behäbig wirkender Geselle mit gelbem Pullover, der seinen wohlgerundeten Bauch nur mit Mühe einbremsen konnte. Er war bereits am Pullern, ein dicker Strahl verließ sein Geschlechtsteil und ließ ein prasselndes Dauerprasseln ertönen, das nicht abbrechen wollte. Am linken Pissoir stand ein dunkelhaariger, eher schlanker Mann mit dunklem Schnauzbart und rotem Pullover, der schätzungsweise zehn Sekunden vor mir die Toilette betreten hatte und gerade an seinem Hosenlatz herum fummelte.

Ich stellte mich dazwischen, guckte kurz nach links und rechts, betrachtete die beiden Männer schätzungsweise je eine halbe Sekunde lang – mehr aus Höflichkeit und Neugier. Beide blickten mit einem Ausdruck von Entsetzen zurück: Ich hatte mal wieder das Tabu gebrochen, in der Toilette seinen Nebenpisser auch nur anzuschauen.

Männer sind auf öffentlichen Klos schließlich strenge Einzelwesen. Die korrekte Pinkelhaltung ist deshalb auch die, daß man möglichst steif dasteht und genau stur gerade aus schaut, keinen Millimeter nach links oder rechts blickt und schon gar nicht nach oben oder unten oder gar nach hinten. Pinkeln ist harte Arbeit, ge-





lacht oder gegrinst oder gar geredet werden darf erst recht nicht; Betrunkene bilden hier eine tolerierte Ausnahme.

Der pummelige Mann im gelben Pullover wandte sich rasch wieder seinem eigenen Geschäft zu und pullerte in aller Gemütsruhe und bei voller Geräuschkulisse weiter, während ich meinen Hose aufknöpfte und auf die Suche ging. Der Mann rechts von mir allerdings war nicht ganz so locker. Nachdem er mich entsetzt angeschaut hatte, versteinerte er buchstäblich; ich sah aus den Augenwinkeln, wie er sich anspannte, wie er tief Luft holte – und wie er dann ruckzuck sein wohl immer noch trockenes Geschlechtsteil verstaute und die Hose schloß. Dann wandte er sich ruckartig um, musterte mich mit einem grimmigen Blick und verließ hinter mir die Toilette. Der Mann in Gelb folgte ihm.

Ich war mir nicht ganz sicher, ob ich den Mann im roten Pullover bedauern sollte. Es war mir in diesem Augenblick auch nicht sonderlich wichtig, weil ich nun meinen dringenden Bedürfnissen zu folgen hatte – und die gingen in diesem Augenblick ganz eindeutig vor. Während der blonde Schnauzbart neben mir seine Tätigkeit beendete und sich in Richtung Waschbecken begab, strullerte ich in aller Gemütsruhe und fröhlich pfeifend vor mich hin. Was für ein Vergnügen!

Und während ich zurück an meinen Platz ging, wo das nächste Bier auf mich wartete, konnte ich mir das Grinsen nicht verkneifen.

Männer in Klos sind sicher mit das peinlichste und lachhafteste, was es gibt. Meine richtige Aufgabe wäre gewesen, mich nicht zwischen die beiden Männer zu stellen, sondern den Platz zwischen ihnen freizulassen. Stattdessen hätte ich in eine der beiden Kabinen gehen und dort im Stehen pissen müssen. Das ist genau das, was in solchen Situationen erwartet wird.

Ich hatte beide verunsichert und verhöhnt. Dabei waren ihre Geschlechtsteile garantiert weder kleiner noch hässlicher als meines, und der jeweilige Pinkelstrahl hätte sich auch nicht grundsätzlich vom jeweils anderen unterschieden. Aber zumindest der Mann im roten Pullover war durch meine Anwesenheit in allem gestört worden, was ihm wichtig erschien. Die einzige Chance, sich hier selbst zu helfen, war, daß er einfach wegging. Und während ich mich in Gedanken bereits auf das Bier freute, überlegte ich in einem kleinen Winkel meines Hirns, ob ich ihn bedauern sollte ...

Playlist September 2003

1. THE ATARIS: So Long, Astoria
2. KUMPELBASIS: Mächte des Alltags
3. GUERILLA: Virus Macht
4. MUFF POTTER: Heute wird gewonnen, bitte.
5. BLISTERHEAD: Punk Royale

Ten-Inches



THE CASANOVA ACTION: Under The Sign Or Virgo

Rotzig-rockige Mischung aus Punk und New Wave, schrägem Pop und hymnischen Tänzen. Ich bin wirklich kein Kenner dieser neuen Underground-Richtung, kann nur sagen, daß es mich verdammt gut an **Devo**-Platten aus den späten 70er Jahren erinnert. Und das ist ein Kompliment! *(Unter Schafen Records)*

LONELY KINGS: Ides Of March

Emopunk aus Kalifornien – die Hälfte der sechs Stücke ist klasse, die andere Hälfte sind m.E. eher langweilig. Da hätte wirklich eine knackige EP ausgereicht. *(Flight 13)*

Metal aus Karlsruhe

Heavy Metal in all seinen Spielarten ist wirklich nicht meine Sache. Die Band **Bolzhauser** habe ich allerdings mittlerweile zwei, drei Mal live gesehen und mich dabei durchaus amüsiert. Das kommt allerdings vor allem daher, daß ich zwei Leute aus der Band näher kenne. So etwas verändert die Wahrnehmung auch auf eine Metal-Band.

Mittlerweile hatte ich die Burschen auch in meiner Radiosendung. Am Sonntag, 12. Oktober, an dem Tag, an dem ich von der Buchmesse zurückkehrte, tummelten sich in meinem Studio nicht besoffene Punks, sondern besoffene Metaller. Die allerdings hatten größtenteils kurze oder gar keine Haare, also nix mit Metal-Klischees. Und was Jochen, der Texteschreiber, am Mikrofon sagte, war sehr brauchbar, nachvollziehbar und vernünftig – sieht man davon ab, daß sich eine echte Metal-Band natürlich in bestem Konservativismus gegen Neuerungen sträubt und alle Arten von modernerer Musik ablehnt.

Die **Bolzhauser**-CD »Delirium« paßt da durchaus ins Bild. Sieben Stücke sind auf der CD enthalten, die alle gut nach vorne bolzen – um bei dem Namen zu bleiben – und ziemlich klasse klingen. Die Burschen beherrschen ihre Instrumente, die Songs sind sicher nicht schlechter als vergleichbares auf dem Metal-Sektor.

Wer sich also für die Band und ihre Musik interessiert und wer sich mal bei Metal ein bißchen umgucken will, ist bei **Bolzhauser** überhaupt nicht schlecht beraten. Dankenswerterweise gibt es eine Homepage, auf der man sich kostenlos Stücke runterladen kann. Wenn das nicht mal eine Chance ist ... Wer mag: kikkass.at/bolzhauser – und dann reinhören!

BOLZHAUSER

Unbekannte Helden

Was man gelegentlich in Tageszeitungen liest, erfreut zumindest mich meist nicht. Geschichten und Reportagen über Tod und Krieg, über Rentenkürzungen und Sozialbetrug, über korrupte Politiker und machtgeile Wirtschaftsexperten – es ist eine einzige Soße, über die man sich ununterbrochen auskotzen könnte. Nur selten lese ich richtig gute und positive Nachrichten.

Die Nachricht hier ist ein Beispiel dafür, wie schön manche Meldungen sind, trotz des leider nicht so hundertprozentig überzeugenden Endes. Wir lesen die Geschichte eines jungen Mannes, der ein dringendes menschliches Bedürfnis hat und diesem Bedürfnis auch an genau der Stelle nachkommt, wo es ihm und seiner Moral nach entsprechend eingesetzt werden soll.

Gegen einen Streifenwagen zu urinieren, und das auch noch in Hannover, der Stadt der Chaostage – das ist in der Tat eine Heldentat, die man nicht genug würdigen kann. Sie spricht für Zivilcourage, für Heldenmut in einer nicht genau zu lokalisierenden Straße, für tapfere Haltung angesichts eines uniformierten Gegners, der auch noch Staatsanwaltschaft und Gerichte auf seiner Seite hat.

Und dass der junge Held auch noch gegrinst haben soll, setzt der ganzen Geschichte noch die Krone auf. Das spricht dafür, daß wir es nicht mit einem stumpfen Punkrocker zu tun haben, sondern mit einem fröhlichen Menschen, mit einem lebensfrohen Jugendlichen, der allen Widrigkeiten trotzt und sich an die Spitze der Happy-People-Bewegung setzt.

Klasse, einfach nur klasse! Sage noch einer, die Jugend von heute sei lasch. Ist sie nicht. Kann sie nicht sein, solange es noch solche Helden der Jugend gibt.

KRIMINALITÄT

Polizei angepinkelt

Weil er in Hannover gegen einen Streifenwagen uriniert hat, muss ein 18-Jähriger vor Gericht. Die Staatsanwaltschaft habe Anklage wegen Beleidigung erhoben, sagte ein Sprecher gestern. Die Beamten hatten den Mann auf frischer Tat ertappt, als sie zu ihrem Fahrzeug zurückkehrten. Dabei habe er auch noch frech gegrinst. (dpa)

Liebeserklärung an eine Comic-Frau:

Catwoman ist einfach cool

Möglicherweise kennt der normale Leser dieses Schmierblatts die Comic-Figur Catwoman nur aus einem der unsäglichen »Batman«-Filme. Wenn ich mich nicht irre, spielte Nicole Kidman in einer solchen Verfilmung mal die Rolle jener jungen Frau, die mit ihren weiblichen Reizen ebenso begeistert wie mit ihren akrobatischen Einsätzen. Ich weiß es nicht genau, schließlich habe ich diesen Film einfach noch nie gesehen, gedenke ihn mir auch nicht anzuschauen. Als Fan der amerikanischen Comic-Serie »Batman« würde mich das wohl zu sehr frustrieren.

Auf jeden Fall spielt die gute Catwoman in der Serie seit Jahren ihre Rolle. Sie ist gewissermaßen die weibliche Verkörperung des düsteren Batman, schwingt sich genauso wie er durch das nächtliche Gotham City, ist aber im Gegensatz zu dem Dunklen Ritter nicht so eindeutig gegen das Verbrechen unterwegs. Ganz im Gegenteil: Catwoman ist eine professionelle Diebin, die vorzugsweise die Reichen bestiehlt, um sich davon ihren luxuriösen Lebensstil in der bürgerlichen Maske der Selina Kyle gönnen zu können.

Mir ist nicht ganz klar, welche Zielgruppe bisher von Catwoman bedient werden sollte. Möglicherweise die übliche: junge pubertierende Männer, die gerne Frauen mit großen Möpsen sehen, die sich in einem hautengen Kostüm durch die Nacht bewegen. Denen wurde mit der bisherigen Catwoman auch einiges geboten; die Dame in ihrem violetten Kostüm war in der Tat ansehbar. Und wenn sie mit dem stets finster wirkenden Batman flirtete, wirkte sie gleich noch faszinierender.

Aus mir nicht bekannten Gründen entschied man sich jetzt bei DC in New York, die Figur der Catwoman umzugestalten. Möglicherweise spekuliert man auf eine neue Zielgruppe, eher auf eine Zielgruppe: junge Frauen, die bekanntlich eher lesen als die immer analphabetisch werdenden Männer. Und für diese jungen Frauen wurde die Figur Catwoman neu gestaltet.

Es ist immer noch Selina Kyle, und sie sieht immer noch rattenscharf aus, so daß Männer immer noch genug zu spannen haben, wenn sie unbedingt auf sexy Comic-Figuren stehen. Trotzdem ist ihr Design jetzt anders: freier, frecher und rebellischer. Dazu paßt der neue Comic-Stil, der ein bißchen an die klassische Ligne Claire der Frankobelgier erinnert, zugleich aber auch an den Stil moderner Zeichentrick-Serien.

Und in den Stories geht es auch um andere Themen. Sie sind menschlicher, es geht um normale Angelegenheite und nicht nur darum, einen erneuten Superschurken auf möglichst spektakuläre Art und Weise zur Strecke zu bringen. Es gibt innere Konflikte, es gibt Liebe und Leid, Verlust und Freude – also eher Themen, mit denen man wohl auf weibliche Leser spekuliert, während der klassische Superhelden-Comic eben den Jungman anzusprechen hat.

Das zeigt sich beim ersten Band, der mit den neuen Catwoman-Comics hierzulande erschienen ist. Unter dem Titel »Das Dunkle Ende der Straße« sind die ersten vier Hefte der neuen Serie sowie die Kurzgeschichten um den Detektiv Slam Bradley zusammengefaßt, die sich alle mit den Mysterien der »neuen« Catwoman beschäftigen. Hervorragend gezeichnet, packend erzählt und mit allen Dingen, die einen modernen Comic ausmachen: eine nicht unbedingt eingleisige Handlung, eine

Reihe von sehr guten Schwarzflächen und natürlich eine ganz toll in Szene gesetzte Katzenfrau. Unterm Strich also ein Comic-Album, das keine Wünsche offen läßt, wenn man sich für moderne amerikanische Comic-Serien interessiert, und das neugierig auf die weiteren Abenteuer in den Catwoman-Serien macht.

Noch besser finde ich »Selinas großer Coup«, der als Hardcover und Softcover erschienen ist. Ich gestehe, daß ich mir das teurere Hardcover-Album gekauft habe, weil es einfach noch viel besser aussieht und da die Lektüre zumindest mir doppelt Spaß macht. Die zwei, drei Euro mehr haben's da auch nicht mehr rausgerissen.

Im Prinzip geht es bei diesem Abenteuer um eine Geschichte, die Catwoman zu einer Zeit zeigt, in der sie noch nicht das neue Kostüm trägt, die also vor der »neuen Ära« spielt. Wenn man es genau nimmt, handelt es sich um einen Gangster-Krimi der schwarzen Serie: Harte Ganoven versuchen, einen Zug zu überfallen, der der Mafia gehört, um möglichst viel Kohle herauszuholen, mit der sich jeder seine persönlichen Ziele verwirklichen möchte. Wie üblich bei solchen Abenteuern, geht eine Reihe schief ... aber das Ende will ich jetzt echt nicht verraten.

Gerne würde ich so eine Story mal als Kinofilm sehen. Das wäre etwas anderes als der übliche Scheiß, mit dem man gelegentlich gefoltert wird, wenn man für teuer Geld einen Streifen im örtlichen Filmtheater angukken will. Aber da ist wohl jegliche Hoffnung vergebens.

Warum ich diesen Artikel hier in diesem Schmierblatt schreibe, hat einen klaren Grund: Ich wünsche der neuen Catwoman viele neue Freunde. Die Spanner unter Euch kommen leider nicht mehr so sehr ins Spiel, statt dessen gibt es vielleicht für die Frauen mal wieder einen Grund, nach einem aktuellen Comic-Album zu greifen. So richtig preiswert sind die neuen Catwoman-Teile nicht. Kein Wunder, sie erscheinen hierzulande in einer eher kleinen Auflage. Aber es lohnt sich.

Finde zumindest ich ...



Guter Punk für alte Männer

»Ich habe HANSAPLAST gesehen / 83 Chaostage in Hannover erlebt«. Das kann ich nicht von mir sagen. Aber ich fühle mich angesprochen. Denn so heißt es in dem Stück »So lange dabei« der Düsseldorfer Band **Die Schwarzen Schafe**, die im Jahr 2003 mal wieder eine Single veröffentlicht hat.

Zumindest in diesem einen Stück blickt Sänger Armin Heitmann auf mehr als zwanzig Jahre Punkrock zurück, auf eine Szene, die sich in dieser Zeit immer wieder verändert hat, nicht immer zum Guten, nicht immer nur vorwärts ...

Was bedeutet einem Punkrock noch im Jahr 2003? Vor allem, wenn man dieser Szene nun schon Jahrzehnte verbunden ist und »damals« davon ausging, ohnehin keine 20 oder 25 Jahre alt zu werden ... Das Rollenmodell »alternde Punks« oder »Punkrocker mit 40« gab es in den 80er Jahren noch nicht, weil die ganze Szene noch insgesamt sehr jung war.

Insofern ist die vorliegende Single der **Schwarzen Schafe** zumindest für mich ideal. Als Nasenstüber und als Denkanstoß. Und als Hinweis darauf, daß es »uns« – verdammt noch mal! – immer noch gibt. In Zeiten, in denen alles zur Mode verkommen ist, sicher nicht das dümmste Statement ...

Man würde die Platte allerdings falsch darstellen, würde man sie auf die Vergangenheitsbewältigung des Sängers reduzieren. Beide Stücke auf der Single sind ziemlich klasse, das eine spricht mich aber wesentlich stärker an. Möglicherweise deshalb, weil mir ähnliche Gedanken im Verlauf der letzten Jahre immer wieder durch den Kopf gegangen sein.



Dinge, die die Welt nicht braucht: Heute: das Killer-Brötchen

Manchmal bekommt unsereins Meldungen zugetragen, die so absurd sind, daß man sie zuerst gar nicht glauben kann. Die nun folgende ist einen davon – ich entnehme sie einer Pressemeldung der Agentur AP – ob und wieviel dann davon stimmt, weiß ich auch nicht. Einige Bearbeitungen der Meldung stammen von mir, die originale Geschichte allerdings stammt von AP

Die 23 Jahre alte Linda Burnett aus San Diego, Kalifornien, besuchte ihre Schwiegereltern. Während diese in einem nahegelegenen Supermarkt noch ein paar Kleinigkeiten besorgten, wartete Linda im Auto.

Einige Zeit später sahen Passanten Linda in ihrem Auto sitzen, bei geschlossenen Fenstern, die Augen geschlossen und die Hände hinter ihrem Kopf verschränkt. Einem Kunden des Supermarktes, der sie eine Zeit lang beobachtete, kam das seltsam vor, und er ging hinüber zu ihrem Auto. Er bemerkte, dass Lindas Augen in der Zwischenzeit wieder geöffnet waren und sie sehr seltsam aussah.

Der Passant fragte Lisa, ob alles in Ordnung sei, und sie antwortete, dass sie in den Hinterkopf geschossen wurde und nun seit über einer Stunde ihr Gehirn festhalte und »reindrücke«. Der Mann rief sofort den Rettungsdienst.

Die Sanitäter mussten das Auto aufbrechen, da die Türen von innen verschlossen waren und Linda sich weigerte, die Hände vom Kopf zu nehmen. Nachdem die Sanitäter endlich zu Linda vordringen konnten, fanden sie an ihrem Hinterkopf einen zusammengepressten Klumpen Brot vor.

Des Rätsels Lösung: Ein Behälter mit Brötchenteig zum Aufbacken war in der Hitze explodiert, ein Geräusch wie einen Schuss verursachend, und der Teigklumpen flog gegen Lindas Hinterkopf. Als sie danach tastete, dachte sie, es sei ihr Gehirn, welches durch das vermeintliche Loch im Kopf heraushing.

(Wahrscheinlich hat sie in ihrer Jugend zu viel »Bad Taste« und andere Filme gesehen, vermerkt der EN-PUNKT-Redakteur.)

Sie fiel in Ohnmacht, erholte sich davon aber schnell wieder und versuchte über eine Stunde lang, ihr »Hirn« festzuhalten, bis die Hilfe kam.

Weitere Kommentare zu dieser Geschichte sind wohl überflüssig ...

Reste vom letzten Mal:

Kurz vor Schluß

Nein, wir betreiben jetzt kein Name-Dropping, und deshalb wird in dieser Besprechung nicht aufgezählt, wer alles bei **Murder Disco Experience** mitspielt und vorher in anderen bekannten Bands geklampft hat. Normalerweise dürfen diese Namen bei einer Besprechung zu der Band nicht fehlen, was sicher zu ihrem Bekanntheitsgrad beiträgt.

Die Stuttgarter haben das ja nicht mal nötig. Ihr druckvoller Hardcore-Punk, der sich auf ihrer zweiten EP »the feeding of the five hundred« eindrucksvoll manifestiert, kommt wie eine Breitseite direkt ins Gesicht, und die knappen Texte sind in ihrer durchaus augenzwinkernden Aussage ebenso überzeugend. Ein hübsches Faltcover ergänzt das gelungene Aussehen der Platte.

Wer knalligen HC-Punk in der klassischen Art mag, sollte sich das Werk zulegen. Erschienen ist es bei **Terror Records, c/o Tilsner, Weidkämpe 2, 30569 Hannover**, aber man sollte es bei jedem halbwegs brauchbaren Versand kriegen. Oder in der Plattenkiste Eurer Wahl beim nächsten Konzert in irgendeinem Autonomen Zentrum.

Peter Bänsch ist tot

Meine Schwester erzählte es mir irgendwann so nebenbei: »Übrigens, der Peter Bänsch ist kürzlich gestorben.« Daß der Mann seit langem krank war, wußte ich, daß er aber sterben sollte, hat mich dann doch überrascht. Immerhin übte er in den 80ern einige Jahre lang einen gewissen Einfluß auf mich aus – als ein Mentor gewissermaßen.

Wie ich zum ersten Mal in das Haus des Schriftstellers und Verlegers Wolfgang Altendorf kam, ist eine Geschichte für sich. Ich war schätzungsweise 17 Jahre alt, hatte zu der Zeit vergleichsweise struppig-lange Haare, die ich mit einer Krawatte als Stirnband bändigte, und führte mich ein bißchen auf als der angehende junge Schriftsteller. Klappte auch ganz gut und überdeckte wunderbar meine Unsicherheit. Wir hatten anfang der 80er Jahre, und ich konnte mir nicht so richtig vorstellen, was ich aus meinem Leben machen wollte, wußte aber, daß es irgendwas mit Schreiben zu tun haben sollte.

Da saß ich also bei Wolfgang Altendorf, dem mehrfach preisgekrönten Schriftsteller in der guten Stube, und einige mehr oder weniger wichtige Leute aus der guten Gesellschaft unserer Kleinstadt waren ebenfalls dabei, drängten sich um den bedeutenden Mann, hörten seinem Vortrag zu, tranken Wein und unterhielten sich. Ich fühlte mich sehr geehrt, an dieser Versammlung teilnehmen zu dürfen, schämte mich ein bißchen für mein zerkratztes Fahrrad, das vor dem Haus stand, und für meine angerissene Hose, wurde nach zwei Gläsern Wein aber durchaus mitteilsam und kam mit vielen Leuten ins Gespräch.

Darunter auch mit Peter Bänsch. Der war damals Leiter der Kreisvolkshochschule unserer Kleinstadt und erzählte mir von einer Literarischen Werkstatt. »Weißt du«, sagte er, und natürlich duzte er mich, während ich ihn siezte, »da treffen sich Hobby-Autoren aus Freudenstadt und diskutieren über ihre Arbeiten.«

Der Herr Bänsch, wie ich ihn damals noch nannte, erzählte mit solchem Feiereifer, daß ich zum nächsten Treffen der Literarischen Werkstatt ging. Der einzige Anwesende, der jünger als 30 Jahre war, war natürlich ich – ansonsten ging das Spektrum hoch bis Mitte der sechzig. Wir trafen uns in den Räumlichkeiten der Freudenstädter Stadtbibliothek, ein sehr würdiger Rahmen. Ich brachte einen Text mit, den ich auch vorlas; ein Text, der meinen letzten Tag in der Lehre thematisierte, die ich ja geschmissen hatte. Es wimmelte von Worten wie »Scheiße« und »Votze«, und jedesmal zuckten die älteren Damen und Herren zusammen.

Aber danach war ich als »Jung-Genie« akzeptiert. Ich durfte an dem Abend sogar mit zum gemütlichen Beisammensein im damals noch halbwegs feudalen Hotel Rappen, wo ich zwei Bier trank, bevor ich mit dem Rad heim aufs Dorf strampelte.

So blieb ich bei der Literarischen Werkstatt, nahm als 17jähriger an meiner ersten öffentlichen Lesung teil (im Stadthaus und im Beisein von irgendwelchen Stadträten – hui-hui) und so weiter. Später ließ meine Begeisterung für den Haufen nach, weil es eben doch langweilige Bürger waren, die sich bei ihren Treffen vor allem selbst bestätigen wollten.

Meinen Kontakt zu Peter Bänsch behielt ich allerdings, wenngleich er im Laufe der Jahre dünner wurde. Als ich ab 1983 als Freier Mitarbeiter für die örtliche Südwest-Presse zu tun hatte, stieß ich öfter auf ihn – als Leiter der Kreisvolkshochschule hatte er immer wieder interessante Gäste zu Besuch, mit denen ich dann Interviews führen konnte. Und im selben Jahr 1983 organisierte ich mit seiner Hilfe sogar einen einigermaßen großen Science-Fiction-Con in einem alten Schulgebäude meiner Heimatstadt.

So vergingen die Jahre, und meine Kontakte zu Bänsch wurden ein bißchen dünner. Ich arbeitete in Tübingen, nicht mehr in Freudenstadt, und wir sahen uns nur noch, wenn ich ihm zufällig über den Weg lief oder als wir 1990 und 1992 zwei große Science-Fiction-Veranstaltungen im Kreishaus und im Kongresszentrum auf die Beine stellten.

Danach wechselte ich ohnehin nach Karlsruhe, und mein Verhältnis zur Heimatstadt wurde noch dünner. Jetzt gab es nicht einmal mehr die Chance, sich gelegentlich bei einem Bier in einer Kneipe oder bei einem Konzert im Jugendzentrum über den Weg zu laufen. Auch als Mann, der die fünfzig schon überschritten hatte, ging Bänsch, bei dem

ich längst zum beidseitigen »Du« übergegangen war, immer wieder gerne zu den Konzerten im Jugendzentrum, wenngleich ihm die Punk-Konzerte doch zu derb und zu laut waren.

Irgendwann sickerte die Information zu mir durch, daß Peter sehr krank sei. Was er genau hatte, erfuhr ich nicht; aber immerhin konnte mir meine Mutter so viel erzählen, daß er in Pension sei und in der Nachbarstadt wohne.

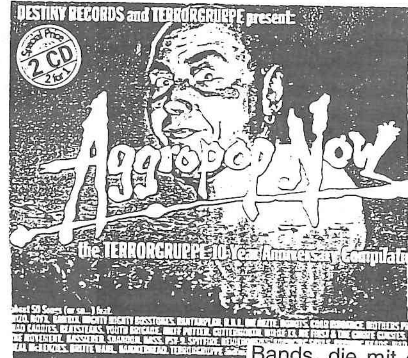
Und jetzt die Nachricht von seinem Tod. Schon seltsam, was einem in diesem Fall durch den Kopf geht. Wenn ich mir seinen Namen ins Hirn rufe, sehe ich ihn immer mit seiner seltsamen Prinz-Eisenherz-Frisur, seiner vergleichsweise großen Nase und dem wachen Gesichtsausdruck vor mir. Und irgendwie würde mich ja schon interessieren, was er wirklich dachte, als der jugendliche Klaus vor ihm stand und ihm irgendwelche Geschichten von Jugendbanden, Alkoholexzessen und schlechter Musik erzählte ...

Bottrop Goes Vietnam

Die **Terrorgruppe** gibt es seit zehn Jahren. Unglaublich! Ich erinnere mich noch an die erste Single der Band, die damals für unglaubliches Aufsehen in der Punkrock-Szene sorgte, und ich erinnere mich an das erste Konzert mit den Buben, das ich sah. Seither habe ich ihre Platten x-mal gehört und die Band auch x-mal gesehen.

Die Berliner Kapelle hat sich in den zehn Jahres ihres Bestehens durch allerlei Krisen hindurch als eine Konstante in der deutschsprachigen Punkrock-Szene erwiesen, mit eigenem Humor und durchaus eigenständigem Sound. In diesen Zeiten ist so etwas mehr als selten, und muss grundsätzlich gelobt werden.

Heraus kamen zwei CDs, die unter dem Titel »Aggropop Now!« präsentiert werden. Das Cover ist an den alten Kino-Klassiker »Apocalypse Now!« angelehnt, das Vietnam-Meisterwerk Coppolas, und man sieht auf dem Cover eine gut gezeichnete Version von Johnny Bottrop, der über einem rötlichen Himmel schwebt. Sehr schön, und sehr gut passend. Auch und gerade zur aktuellen politischen Lage.



Wobei sich beide CDs durchaus unterscheiden. Ich bin nicht gerade der große Fan von CD-Zusammenstellungen und Samplern im allgemeinen; meist ist zu viel Füllmaterial darauf, und ich nutze solche CDs vor allem für Radiosendungen, höre sie privat aber nicht zu oft an. Diese beiden CDs habe ich aber sehr oft in meinem CD-Schacht am Computer gehört, gerne auch auf geschäftlichen Dienstreisen.

Ich bin mir sicher, die Jungs von der **Terrorgruppe** haben einen gewissen Spaß daran, wenn sie sich vorstellen, daß ihre CD ausgerechnet im wunderschönen Kloster Seeon im bayerischen Chiemgau angehört worden ist ...

Mal 28, mal 27 Stücke sind auf den beiden CDs enthalten. Meist sind es eher melodische Punkrock-Stücke; Ausnahmen bestätigen die Regel. Auf jeden Fall sind es laut Info durch die Bank Bands, die mit den Berlinern im Lauf der Jahre zusammengespielt haben, Bands sowohl aus Deutschland, aber auch aus den USA sowie verschiedenen europäischen Ländern. Viele der Stücke sind auf den beiden CDs exklusiv enthalten, allerdings nicht alle.

Wobei ich die erste CD am besten finde; hier herrschen die hervorragenden internationalen Bands vor. Bei der zweiten CDs gibt es einige echte Ausfälle, einige eher seltsame Cover-Versionen (ausgerechnet **Die Ärzte** sind hier ziemlich überflüssig). Trotzdem ist sie um Längen besser als viele andere Sampler, die mir ins Haus geschickt werden.

Unterm Strich ist »Aggropop Now!« somit eine äußerst gelungene Zusammenstellung geworden; hiermit hoch & heilig empfohlen.

Seltsamer Urlaubstraum

Irgendwie war ich nach Kinshasa gekommen, die Hauptstadt des Kongo. Es war ein seltsames Kinshasa, an dessen Ortseingang ein Bundeswehrlager war. Ich rollte auf der Ladefläche eines Bundeswehr-Lastwagens in die Stadt, von der ich aber nichts mitbekam, direkt auf das Lager zu. Von diesem Lager sah ich aber auch nichts, weil ich auf einmal in jenem Bereich stand, der für die Touristen vorgesehen war.

Und ich war ein Tourist. Ich hatte meinen Seesack auf dem Rücken, und ich sah mich ebenso suchend um, wie ich mich immer suchend umsehe, wenn ich in einer fremden Stadt bin. Und Juliane war auf einmal zugegen und entpuppte sich als meine Reiseleiterin, die sich hier sehr gut auskannte und mir bei der Suche nach einem Pennplatz behilflich sein wollte.

Die Quartiere, die sie mir zeigte, erwiesen sich als Räume, in denen üblicherweise ein Bett stand, manchmal auch so ein Etagenbett. Sie alle waren zur Vorderseite offen, so daß man ohne Probleme in den Raum hineingehen konnte. Und man kam von diesen Schlafräumen direkt hinaus in das Bundeswehrlager und vor allem an die Kante eines Berges, von dem aus man direkt in die Elendsquartiere der Stadt schauen konnte. Diese blieben aber auch merkwürdig unkonkret:

Es waren eben Bretterbuden, die sich in die Unendlichkeit erstreckten. Umrundete man den Berg ein bißchen, kam ein Stück Strand, an dem zwei halbnackte Urlauber lagen, mit den Beinen im Wasser und mit dem Oberkörper auf dem Sand.

Einen Schlafplatz gab es für mich aber nicht. Überall lagen gebrauchte Decken auf den Betten, überall gab es persönliche Hinterlassenschaften der anderen Touristen, und nirgends gab es einen Platz für mich. Ich war schon reichlich verzweifelt; von der Bundeswehr übrigens keine Spur mehr, wie mir in diesem Augenblick aber auch nicht so richtig klar war.

Ich kam mit einem Deutschen ins Gespräch, so ein blonder Typ mit Bart, der mit seinen zwei Kindern in einem größeren Raum hauste. Was ich mit dem Mann besprach, erfuhr ich allerdings nicht mehr, denn dann wachte ich einigermaßen verstört auf ...

IndiePop lebt wirklich!

Von der Band **Monophox** habe ich vor dem Oktober 2003 nichts gehört. Kein Wunder: Die Band aus dem Bayerischen hat bislang nur ein Demo publiziert und sich auf irgendwelchen eher kleinen Bühnen produziert. Jetzt gibt es eine erste offizielle CD, die den hübschen Titel »intoyou« trägt und bei Chiller Lounge Records erschienen ist.

Sieht man von einigen heftig-rockigen Stücken ab, machen die vier jungen Männer auf dieser CD das, was man in den 80er Jahren als IndieRock und in den 90er Jahren als Alternative bezeichnete: Gitarrenmusik also, zu der meist eher sanft und melodisch gesungen wird, wenn nicht kürzere Gitarren- und Bassgewitter durch den Song heizen. Mancher wird das vielleicht sogar als »Emo« bezeichnen; bitteschön, wenn diese Schublade gefällt, soll mich das auch nicht stören.

Tatsache ist, daß **Monophox** ein überaus gelungenes Debüt vorlegen: Die Stücke klingen alle gut, sie schwingen geradezu, sie besitzen schöne Melodien, sind aber nicht so glattbegügelt, daß sie im Formatradio Platz finden könnten. Ein Vergleich fällt mir jetzt nicht ein, aber wer eine Alternative zu den langweilig gewordenen **R.E.M.** sucht, wird ihn hier möglicherweise finden. Ich habe auf jeden Fall meine Platte für melancholische Herbstabende gefunden. (*Chiller Lounge Records*)

Lebensretter Leppert

Im Sommer 2003 war das Radiomachen so richtig schlimm: Im Studio des Querfunks, wo ich seit Mai 1995 jede Woche eine Radiosendung mit Punkrock auf die Menschheit loslasse, kauerte die Schwüle, selbst wenn außerhalb der Räume eine leichte Brise wehte. Mir lief die Brühe schon am Körper herunter, wenn ich nur den Raum betrat, und nach einer Viertelstunde war ich auch bei moderaten Bewegungen komplett durchgeschwitzt.

Normalerweise konnte ich dagegen ankämpfen, indem ich vor der Sendung eine kühle Flasche Bier aus dem Schrank zog und immer dann trank, wenn ich nicht moderieren mußte. So konnte man es einigermaßen aushalten.

Doch an diesem einen, an diesem bewußten Sonntag streikte sogar der Kühlschrank im Redaktionsbüro. Niemand war um die Ecke, als ich die lauwarme Bierflasche aus dem Schrank zog. Es ging nicht anders, ich mußte sie nehmen. Und so saß ich in meinem Studio, spielte Punkrock aus Köln, trank lauwarmes Bier und schwitzte wie ein Idiot, trotz dünnem T-Shirt und kurzer Hose. Nicht einmal in Südkamerun, so hatte ich das Gefühl, war die Luft so feuchtwarm gewesen wie in diesem verdammten Radio.

Und irgendwann, bei einer Moderation, fing ich zu jammern an. »Scheißeheiß ist es hier, ich schwitze wie ein Depp, und es gibt nur lauwarmes Bier.« Dann kamen die Wohlstandskinder im Radio, und ich lehnte mich zurück, trank aus der Flasche.

Auf einmal klopfte es gegen die Studiotür. Sie stand offen, damit wenigstens der Anschein von frischer Luft eindringen konnte. Aber mein Besucher war höflich genug, an der Tür zu warten.

Es war Jürgen Leppert. Der Mann ist jedem Karlsruher bekannt – und jedem, der einmal in Karlsruhe auf einem subkulturellen Konzert war. Man nennt den Mann mit dem weißen Vollbart und den weißen Haaren den »Kreisler« oder auch den »Derwisch«, weil er bei Punk-Konzerten und anderen Gelegenheiten vorne neben der Bühne auf ganz spezielle Art und Weise tanzt: indem er auf einem Bein kreiselt, in unaufhörlichem Rhythmus, und immer wieder die Richtung wechselt, sich dabei aber irgendwie an der Musik orientiert.

Er stand in einem verschwitzten Unterhemd vor mir, grinste bis hinter beide Ohren und hielt mir eine Flasche Bier entgegen, die so kühl war, daß das Wasser von ihr abperlte. »Laumwarmes Bier«, so sagte er lachend, »das braucht bei der Hitze wirklich niemand.«

Er drückte mir die Flasche in die Hand, lachte noch einmal und verschwand eilends in der Dunkelheit. Ich kam nicht mal mehr dazu, mich bei ihm zu bedanken. Aber so kam ich dazu, eine kleine Lebensrettung von einem leibhaftigen Diplom-Ingenieur zu erhalten ...



Das Tier von Garoua

– eine ENPUNKT-Geschichte aus Kamerun

Man hatte mir bereits am Morgen in der Herberge seltsame Geschichten erzählt, die ich mangels detaillierter Sprachkenntnisse in Fulfulbe und Französisch nicht richtig einordnen hatte können. Es gebe am Fluß ein »großes Tier mit großem Maul«, so viel hatte ich verstanden, wenngleich mir die Einzelheiten überhaupt nicht so richtig klar wurden. Man könne es in der Morgen- und in der Abenddämmerung sehen, ich müsse da unbedingt hin, denn der Anblick allein lohne sich schon richtig.

Da ich auch nach einem Tag in Garoua nicht wußte, was für ein Tier eigentlich gemeint war, beschloß ich einfach, mir diesen Spaß nicht entgehen zu lassen. Also ging ich erneut in Richtung Fluß, stellte auf meinem Weg fest, daß die meisten kleinen Stände am Straßenrand komplett abgebaut waren. Keine Frau bot mehr Getreide, Obst oder Gemüse an, kein Mann stellte sich als Schuhputzer vor, und nirgends wurden Fische feilgeboten. Offensichtlich war es für die Leute aus den Dörfern schlicht und ergreifend zu spät; sie hatten per Buschtaxi, mit dem Fahrrad oder zu Fuß den Rückweg in ihre Gemeinden antreten müssen.

Als ich an der Flußbrücke ankam, standen dort viele Leute am Geländer. Junge Frauen und Männer starrten angestrengt in das Gewässer, schienen auf denselben Anblick zu warten, den man mir garantiert hatte. Als ich auftauchte, gab es ein großes Aufsehen; recht schnell war ich von einem Dutzend Jugendlicher umringt.

Ob ich denn Fotos machen wolle, wurde ich gefragt. Ich wich der direkten Antwort aus, sagte, ich hätte meine »kleine Kamera« in der Tasche und verwies auf meinen schmuddeligen kleinen Rucksack, der wirklich nach allem aussah nur nicht unbedingt nach einer Tasche, in der man eine Spiegelreflexkamera vermuten könnte. »Möglicherweise mache ich Fotos«, sagte ich nach weiteren Fragen, ließ die Kamera aber weiterhin in der Tasche. Natürlich juckte es mich geradezu in den Fingern, aber ich traute mich – wie so oft in solchen Fällen – einfach nicht, die Kamera auszupacken und



beispielsweise die zahlreichen Schaulustigen am Flußufer und auf der Brücke abzulichten.

Ein Junge präsentierte mir ein Kuvert, aus dem er allerlei Fotos hervorzog, die er angeblich geschossen hatte. Offensichtlich hatte er die Bilder schon oft gezeigt, sie waren sehr verbleibt, zeigten aber sehr eindeutig, daß es sich bei dem »großen Tier« im Fluß eindeutig um ein Flußpferd handelte. Ausgerechnet bei der Brükke ging das Tier gelegentlich an Land, ließ sich manchmal von Kindern streicheln und war längst sehr zutraulich geworden. Der Junge zeigte mir sogar Fotos, die zeigten, wie Kinder auf dem Flußpferd gewissermaßen ritten: Erwachsene hatten sie auf das Tier gesetzt und hielten die vor Begeisterung schreienden und lachenden Kinder an den Händen fest.

Ich lachte viel und laut, schüttelte irgendwann den Kopf und ging zur Seite. Die Jungs hatten ohnehin ein anderes »Opfer« entdeckt, scharten sich um ein wohlhabend wirkendes Ehepaar, das mit dem Taxi aus der Stadt gekommen war. Während das Taxi am Straßenrand stehenblieb, gingen der Mann – in einen guten Anzug gekleidet – und die Frau in traditioneller, aber teuer wirkender Kluft den steilen Pfad von der Brücke hinunter an das Flußufer. Sollte das Tier auftauchen, hatten sie garantiert die besten Chancen, es mit als erste zu erblicken.

Als ich einen anderen Mann erkannte, der sich mit einer Kamera in der Hand über das Brückengeländer blickte und auf den Fluß hinunterblickte, ging ich zu ihm hin und fragte ihn, ob man hier Fotos machen könne.

»Natürlich, Monsieur«, sagte er und zeigte mir ein strahlendes Lächeln. »Ich mache Fotos, also dürfen Sie das auch.«

Das beruhigte mich: Ich packte meine Kamera aus, auf die ich schon in der Herberge ein Teleobjektiv geschraubt hatte, und wartete ebenso wie der andere Fotograf darauf, daß sich das Flußpferd endlich aus dem Gewässer bequemte.

Während ich so tat, als würde ich mit der Kamera in der Hand das Flußufer quasi optisch absuchen, näherten sich mir wieder einige Jugendliche; sie gehörten zu der Gruppe, die mich

schon vorher angesprochen hatten.

»Sie haben aber eine schöne Kamera«, sprach mich ein vielleicht 18 Jahre alter Typ an, der durch einen runden Hut besonders auffiel. »Damit können Sie bestimmt tolle Bilder machen.«

Ich winkte skeptisch ab, ließ die Kamera sinken. Aber es war zu spät. Die Jugendlichen um mich herum machten ein Riesentheater, wiesen auf die Fischer, die am Flußufer saßen und ihre Netze flickten oder an ihren Einbäumen arbeiteten, und meinten, ich solle doch die Männer fotografieren.

»Das sind Bilder aus Kamerun, die Sie in Ihrer Heimat an die Zeitung verkaufen können«, argumentierte der Typ mit dem Hut. Er nannte mich nur den »Djamman«, das Fulfulbe-Wort für »Deutscher«, und der Begriff wurde von den anderen Jugendlichen aufgegriffen.

Meine Einwände, daß meine Fotos ohnehin zu schlecht würden, interessierten niemanden. Vor allem die Fischer, die jetzt mitbekamen, daß sich ein Weißer mit einer Kamera auf der Brücke aufhielt. Einige winkten zu mir hoch, keiner wirkte allerdings aggressiv, aber ich mochte es trotzdem nicht, daß jetzt plötzlich jeder von meiner Anwesenheit wußte. Das war nicht die Art »unauffälligen Verhaltens«, die ich in afrikanischen und asiatischen Ländern schätzte.

Als weiter hinten im Fluß ein grauer Schatten sichtbar wurde, war ich auf einmal völlig unwichtig. Alles schrie durcheinander, einige von den jungen Männern rannten sofort los, eilten den schmalen Pfad hinunter zum Flußunter.

»Kommen Sie, Djamman!« rief mein neuer Freund mit Hut und zog an meinem T-Shirt. »Kommen Sie, das müssen Sie sehen!«

Kurz überlegte ich, kurz überwog in mir das Gefühl, die Szenerie lieber von der Brücke aus zu beobachten, aber dann rannte ich doch lieber mit. In der Gruppe Jugendlicher und junger Männer, die vor Begeisterung riefen und lachten, eilte ich zum Flußufer, rannte mit den anderen den Fluß entlang, vorbei an arbeitenden Männern, die Netze und Boote reparierten und sich kaum um uns kümmerten. Sie waren diese Hektik wohl gewöhnt, vermutete ich, und störten sich gleichzeitig sicher nicht am Anblick des Flußpferdes.

Es ging nicht sehr weit. Ein Seitenarm sperrte den Weg. Um ihn zu überqueren, hätte man einen großen Umweg bis zu einem kleinen Steg gehen müssen; dieser Steg sah nicht sonderlich vertrauenswerweckend auf, ich hielt an. So wichtig war es mir nun doch nicht, ein Flußpferd zu fotografieren.

Am Gambia im mittleren Senegal hatte ich vor Jahren einmal die Gelegenheit gehabt, Flußpferde in freier Wildbahn zu beobachten. Nie würde ich diese Szene vergessen: Vor mir der stille Fluß, in dem sich die großen Tiere bewegten, hinter mir der dichte Buschwald, in dem die Affen kreischten und schrien, als würden sie am Spieß gebraten. Und dann der unglaubliche Moment, als ein Flußpferd tatsächlich aus dem Wasser sprang, sich gut einen Meter über der Oberfläche des Gambia bewegte und dann wieder im Fluß verschwand. Natürlich hatte ich bei dieser Gelegenheit die Kamera nicht zur Hand gehabt, ein Umstand, über den ich mich noch Tage danach ärgerte.

Auf einmal stand der Typ mit Hut neben mir. »Wenn Sie das Hippo fotografieren wollen, müssen Sie sich einfach eine Piroge mieten«, erläuterte er. »Dann rudern wir auf den Fluß hinaus ...« Er wies mitten auf das Gewässer, wo ich tatsächlich kurz einen dunklen Schatten unter der Wasseroberfläche wahrnehmen konnte. »... und dort können Sie das Hippo aus der Nähe sehen.« Als ich den Kopf schüttelte, lachte er und sagte: »Sie müssen keine Angst haben, das ist nicht gefährlich, die Hippos greifen nicht an. Es kostet auch nur tausend CFA, die Piroge ist nicht teuer, und Sie können sie selbst aussuchen.«

Mir war klar, daß ich den Preis locker hätte drücken können, aber ich hatte keine Lust. So sehr reizte mich das Flußpferd dann doch nicht. Ich drehte mich um und ging zurück in Richtung Brücke. Der Typ mit Hut blieb stehen, schrie mit schriller Stimme irgendwelche Worte auf den Fluß hinaus, wollte damit das Tier anlocken, hatte natürlich keinerlei Erfolg. Außer dem einen, daß sich die Fischer über seine Schreie sehr amüsierten und ihn teilweise nachmachten.

Als ich an einem der Fischer vorbeiging, kam er näher. Er grüßte höflich und fragte, ob ich denn ein Foto von ihm gemacht hätte. Ich bejahte, und der Rest der Kommunikation verlief wegen mangelnder Sprachkenntnisse höchst stockend. Trotzdem versprach ich, ihm ein Foto zu schicken.

Von der Brücke aus beobachtete ich weiter den Fluß und seine Umgebung. Zwei Männer in den Uniformen der Gendarmerie rollten mit einem Moped an und ge-

sellten sich zu den Wartenden. Wie ich schauten sie in den Fluß, suchten ebenso nach dem Flußpferd wie die vielen anderen Schaulustigen. Ab und zu sah man einen grauen Schatten im Wasser, und jedesmal brandete bei diesem Anblick ein großes Geschrei aus, aber das war alles. Trotzdem rannte der Typ mit dem Hut am Ufer entlang, schrie, pfiff und lockte das Tier.

Das amüsierte zwar, wurde auf die Dauer aber doch ein bißchen langweilig. Da hörte ich lauten Gesang von der anderen Seite der Brükke, und ich ging hin, um dort nachzuschauen. Ein Prediger im weißen Hemd stand bis zum Bauch im Wasser; er sang und predigte, verarbeitete in seiner Ansprache so ziemlich jedes biblische Gleichnis mit Fischern, Menschenfischern und anderem Kram, der sich aufs Missionieren bezog. Die kleine Gemeinde, die vor ihm im Wasser stand, allerdings nur bis zu den Knien, bestand aus vier Menschen, und ab und zu folgten sie seinem Gesang, seufzten ein inbrünstiges Amen oder hoben die Hände.

Ich empfand die Szene als bizarr, nicht zuletzt deswegen, weil direkt neben dem Prediger eine Gruppe von Männern im Wasser stand und sich mit Seife zu waschen. Sie hatten sich bis auf die Unterhosen ausgezogen, ihre schwarzen muskulösen Körper bildeten mit den Streifen weiße Seife, die sich überall gebildet hatten, einen seltsamen Kontrast zu dem Prediger und seiner kleinen Gemeinde.

Später eilte der Typ mit Hut auch zu dieser Gruppe hinzu. Jetzt stand er schräg neben dem Prediger. Beide ließen sich nicht voneinander stören: Während der Prediger nicht damit aufhörte, seine Gebete über den Fluß zu schmettern, pfiff und schrie der Mann mit Hut auf den Fluß hinaus, um das große graue Tier anzulocken.

Ein großer Peugeot rollte auf das Ufer zu; ein schwarzer Fahrer machte für zwei dickbäuchige Weiße mit »Abenteuerer«-Hosen und breitkrempigen Hüten die Tür auf. Die beiden Weißen trugen große



Kameras um den Bauch, die sie zückten. Während der Fahrer irgendwelche Erklärungen abgab, fotografierten sie ständig auf den Fluß hinaus – ohne daß sich das Objekt der Begierde irgendwo zeigte. Sie hatten die Automatik eingestellt, immer wieder flackerte das Blitzlicht auf; ein mehr als peinlicher Anblick.

Dann überschlugen sich geradezu die Ereignisse: Der Prediger nahm laut singend den Kopf eines Mannes aus seiner Gemeinde, tauchte ihn unter, segnete ihn gewissermaßen, hob ihn aus dem Wasser, strich ihm übers Haupt, taufte ihn so; seine Gemeinde sang lauthals Lieder, und auf einmal kletterte auf der anderen Seite des Flusses ein großes graues Flußpferd aus dem Wasser, bewegte sich erstaunlich schnell die rutschige Böschung hinauf und war zwischen den Büschen verschwunden, bevor auch nur ein Mensch darauf reagieren konnte.

Mir reichte es. Während Dutzende von Menschen über die Brücke rannten, um von der anderen Flußseite aus einen Blick auf das Tier zu erhaschen, bummelte ich langsam zurück. Auf einmal fand ich die Stadt, die ich noch vor Stunden als so gräßlich eingestuft hatte, richtig schön ...



Fronten und Krieger

Der Zweite Weltkrieg fasziniert immer noch, sogar Menschen, die lange nach diesem Krieg geboren worden sind. Anders läßt sich der Zulauf zu der sogenannten Wehrmachtsausstellung nicht erklären, ebenso die Aufregung, die die Nazi-Szene über eben diese Ausstellung erfaßt hat. Und anders läßt sich auch nicht erklären, daß die immer noch – oder schon wieder – existierende Deutschpunk-Kapelle **O.H.L.** das Thema auf ihrer neuen CD bis zum Erbrechen ausreizt.

Die Platte heißt »Zurück zur Front« und macht mit Illustrationen auf, welche die Landung der Alliierten an der Normandie während des Zweiten Weltkriegs zeigen. Man fragt sich natürlich, was so etwas im Jahr 2003 auf einem Punkrock-Cover zu tun hat, aber Kriegsbilder haben in der Punk-Szene ja nun doch eine lange Tradition, weshalb ich daran jetzt nicht weiter nörgeln möchte.

Auch die Musik ist in Ordnung, sieht man davon ab, daß die Musikanten genauso gut in einer Metal-Band spielen könnten: Alles klingt relativ metallisch, relativ kompakt, und alle Stücke werden sehr glatt nach vorne gepeitscht. Dazu die Stimme von Sänger Deutscher W., die eben immer noch so klingt wie anno dunnemals.

Unerträglich sind allerdings die Texte. Es geht nicht darum, ob die Band irgendwie »rechts« oder »links« ist; da bin ich gerne unpolitisch und sage, »mir doch scheißegal«. Mich nervt dieser Pathos, diese Selbstgerechtigkeit in den Aussagen, dieses »ich weiß besser als der Rest der Welt, was gut ist«, dieses Bejammern aktueller Zustände und dieses Wehklagen über den Zweiten Weltkrieg, der nun doch schon einige Jahrzehnte her und vor allem verloren ist.

Was soll ich ernsthaft im Jahr 2003 mit einem Text anfangen, in dem folgende Zeile immer wieder auftaucht: »Gefangen im russischen Schnee / liegt die sechste Armee / gefangen im russischen Schnee / stirbt die sechste Armee.« So tragisch die Schlacht um Stalingrad mit ihrer Million Tote (Deutsche, Russen, Rumänen, Ungarn, Italiener) war, so unsinnig ist es, in diesem Pathos im Jahr 2003 – sechzig Jahre danach – darüber zu singen.

Was kommt als nächstes? Traurige Lieder im Jahr 2005, wenn sich die Niederlage Napoleons in Rußland jährt? Oder gar traurige Lieder, wenn sich die Vernichtung der Kimbern und Teutonen jährt? Und vor allem: Was hat das mit Punk zu tun, und was hat das im Jahr 2003 verloren? In dieser Art, die jegliche Reflektion über die historischen Ereignisse ausschließt, ist das kompletter Mumpitz und kann nur mit der Vorliebe des OHL-Sängers für Kriegsspielzeug oder Landser-Heftromane erklärt werden.

Viel schlimmer aber als diese Lieder, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg beschäftigen und das Thema Stalingrad aufgreifen, sind die Stücke, die auf dieselbe Art und Weise die heutige Zeit abbilden. Hier geht es nur um Kämpfe und Schlachten, um einsame Männer, die an irgendeiner namenlosen Front stehen. »Noch kämpfen wir an allen Fronten / kämpfen links kämpfen rechts«, heißt es da, und »Vor uns der Feind / und hinter uns die Toten / wir stürmen voran / wir haben längst verloren« wird unglaublich schlecht gereimt.

Mit solchen Texten und auch mit solcher Musik können sich die **OHL** des Jahres 2003 wunderbar einreihen in eine Front mit den **Böhsen Onkelz**, die ja auch keine expliziten Nazi-Texte machen, die sich auch bei Diskussionen gegen Rechts und Links gleichermaßen aussprechen und einen grauenhaften Pathos in ihre Stücke legen. Insofern ist die **Oberste Heeresleitung** mit ihrer aktuellen Platte, die bei *Teenage Rebel Records* erschienen ist, auf dem besten Weg, von den üblichen Proleten in diesem Land gut gefunden und gefeiert zu werden. Mit Punkrock hat das dann aber gottseidank gar nichts mehr zu tun.

Tolle Mode 2003

Der Sommer 2003 war toll – noch nie zuvor gab es so viele schöne und heiße Tage. Gerade im warmen Karlsruhe, dem Hitzepunkt der Republik, empfand ich es als besonders schön. Nicht gerade während der Arbeit, da war es natürlich gräßlich, aber in der Freizeit.

Okay, morgens war das Aufstehen auch nicht mein Fall: Ich kam aus dem Schlafzimmer, in dem die ganze Nacht das Fenster aufgestanden war, so daß einigermaßen kühle Temperaturen herrschten, und ging dann in den Flur. Dieser war die ganze Nacht über quasi eingesperrt gewesen, so daß sich ein tropisches Klima ausgebildet hatte: Schwülwarme Luft lastete in dem Raum, so daß man kaum Luft bekam. Unglaublich!

Schlimmer wurde es allerdings manchmal, wenn man sich wirklich auf die Straße wagte. Auf die Straße wohlgemerkt, nicht an den Baggersee. Am See gab es ohnehin einiges zu gucken, was man lieber nicht gesehen hätte: Es war teilweise unglaublich, welche Massen sich nackt auf irgendwelchen Decken räkelte und zu bräunen versuchte. Nicht nur mein ästhetisches Empfinden wurde massiv verletzt.

Immer hart allerdings war die Innenstadt von Karlsruhe. Ich nehme an, daß dies für die anderen Innenstädte dieser Republik ebenfalls gilt. Daß viele junge – und leider auch nicht so junge – Frauen derzeit gerne bauchfrei tragen, ist bekannt. Daß allerdings vor allem jene gerne bauchfrei tragen, deren Wampe sich mit der meinen locker messen kann, trieb mir gelegentlich schon den Angstschweiß auf die Stirn.

Noch schlimmer war in diesem Jahr allerdings der String-Tanga, der gerne so getragen wird, daß man entweder den halben Popo aber auf jeden Fall den gesamten String sieht. Mag sein, daß dies bei manchen Damen richtig gut aussieht, möglicherweise bei den jungen, sehr schlanken. Bei den meisten Fällen, die ich auf der Straße wahrnahm, war ich kurz davor, mich wegzuwerfen – einerseits, weil ich einen Lachanfall bekam, anderseits auch, weil mir unglaublich peinlich war, zur selben Spezies zu gehören wie diese Damen.

Gerne wurden diese Strings noch kombiniert mit unglaublichen T-Shirts, deren Aufschrift häufig darauf hindeutete, daß die betreffende Person nicht so richtig wußte, was sie eigentlich spazierentrug. Aufschriften deuteten darauf hin, daß die Person bei einer »Love School« einen Abschluß erlangt hatte, und die verschiedensten »Punk«- und »Anarchy«-T-Shirts konnte ich schon gar nicht mehr alle wahrnehmen, so oft wurden sie mir vors Gesicht getragen.

Den Vogel schoß allerdings die Frau ab, die ich irgendwann mal in der Innenstadt traf. Sie trug ein ärmelloses T-Shirt, ganz in Schwarz gehalten, mit allerlei glitzerndem Zeugs darauf und einer Schrift in glitzerndem Silber: »Punk Girl« stand darauf. Ich war begeistert.

Die Frau war zwischen 60 und 70 Jahren alt, und ich schaute zweimal hin, weil mir nicht klar war, ob ich schon unter Hitze-Hallizunationen litt. Es war Wirklichkeit. Die Frau gab es wirklich, und mir wurde erneut klar, wie wenig der Begriff »Punk« im Jahr 2003 für den Großteil der Menschen bedeutet.

Es wird wohl Zeit, daß es wieder Chaostage gibt, dachte ich und machte, daß ich heimkam.

Nicht-Punkige Klänge

Danko Jones: Play The Blues

Bezeichnungen wie »Blues-Punk« finde ich meist albern. Bei dieser kanadischen Band scheint sie zuzutreffen. Auf der hier vorliegenden 3-Song-CD rocken sich die drei Herren schwerfällig und zugleich melodisch durch heftigen Blues. Das ist nicht gerade hitverdächtig, hat aber was. *(Bad Taste Records)*

V.A.: Blue Beat in My Soul – The Second Step

18 nette, stets sehr sommerlich-relaxt klingende Stücke zwischen Ska und Reggae und Soul. Für den smarten Skinhead sicher ein Muß, für mich auf Dauer ein bißchen arg dudelig. *(Nasty Vinyl)*

Rotes Haus: 73,29 Minutes To Save The World

Hups. Das ist ja richtig gut. Nach Lektüre des Infos, in der behauptet wird, die Musik sei »jenseits von Kategorien wie Punk, Folk, Rap oder was auch immer«, erwartete ich langweilige Pop-Scheiße, die im Fahrwasser von **Wir Sind Helden** irgendwie gepuscht wird. Falsch! Die Hamburger Band liefert durchaus komplexe Musik, die allerlei populäre Musikstile mit intelligenten Texten verbindet, dabei tanzbar klingt und richtig Laune macht. Auf Punkrock wird der Purist allerdings vergeblich hoffen müssen, was in diesem Fall nicht stört. Klasse! *(Pläne Records, Dortmund)*



LOMBEGO SURFERS: Seven Pleasures

Wie man diese Band einordnen soll, weiß ich selbst nicht. Manchmal würde ich sie als Surf-Kapelle bezeichnen, dann wieder würde ich sie in die Indie-Rock-Schublade stekken, und manchmal machen die zwei Schweizer und der eine Ami richtigen Punkrock. Unterm Strich sind die Surfers einfach eine Klasse-Band, die auch live zu überzeugen weiß und die bei dieser Platte wieder rundum gefällt. Wobei ich natürlich die punkigeren Stükke ambesten finde. *(Flight 13)*

Matt Skiba & Kevin Seconds

Ich gestehe, daß ich mit Liedermachern nicht viel anfangen kann. Vielleicht mal besoffen auf einer Party. Oder bei TV Smith, aber der ist eh eine Ausnahme. Ich werde mit der Platte hier auf jeden Fall nicht warm, obwohl sie von zwei echten Stars stammt: **Matt Skiba** ist Sänger bei **Alkaline Trio**, der göttlichen Melodie-Band aus Chicago, und **Kevin Seconds** ist Sänger der uralten Hardcore-Band **7 Seconds**. Und natürlich machen sie irgendwie gute Musik, die mich aber nicht vom Hocker reißt. Na ja. (*Asian Man Records*)

Hakes neue Band

Die Hamburger Inzucht in Sachen Punkrock-Kapellen ist seit Jahrzehnten unübersehbar. Insofern paßt die Band **Kaphornes** gut ins Bild: Hake, der Mastermind der Band, hat seit x Jahren an vielen Bands mitgewirkt, hat viele Bands produziert und für andere Bands Stücke geschrieben. Die **Kaphornes** reihen sich also gut ein in diese lange Reihe.

Musikalisch ist die erste EP leider nicht so der Bringer. Eigentlich ist nur ein einzig gutes Stück drauf, »Komet«, das auch noch sehr kurz und kompakt ist. Die St.-Pauli-Hymne »30.000 Fans« wird allerdings dafür sorgen, daß die EP bei vielen sehr gut ankommen und sich garantiert auch komplett verkaufen wird. Schade eigentlich. Ich habe mehr erwartet. *(Mata Hari)*



Rinderhirsch

Eine touristische Begebenheit im Schwarzwald

Die Welt ist ein seltsamer Ort. Und die Menschen, die man gelegentlich trifft, machen sie erst recht zu einem Territorium der Seltsamkeiten. Kommen Touristen in eine Region der Erde, die sie als ein bißchen zurückgeblieben betrachten, verhalten sie sich gerne ein bißchen »von oben herab«. Das gilt auch für die touristische Region Schwarzwald, aus der ich ursprünglich komme und in der ich die ersten zwei Dutzend Jahre meines Lebens und einiges darüber hinaus verbracht habe.

In einer Silvesternacht kam es zu einer Begebenheit in der Kleinstadt meiner Herkunft, die für einige Menschen das Leben verändern sollte. Für das Tier, um das es letztlich ging, war aber alles zu spät: Es war schon tot, als die Geschichte begann.

Das junge Paar kam aus einer größeren Stadt in Nordrhein-Westfalen. Ausgerechnet im beschaulichen Freudenstadt, der Stadt mit dem angeblich größten Marktplatz in Deutschland, verbrachte es seine Flitterwochen. Schöne Flitterwochen sollten es sein, im Winter und unter Tannen, auf dem romantischen Marktplatz und im wunderschönen Tannenwald, so richtig zum Gleich-noch-einmal-Verlieben. Man kann sich richtig vorstellen, in welch beschwingter Stimmung das junge Paar von West- nach Süddeutschland kam.

Das Paar bekam Appetit und ließ sich auf einen Restaurant-Tip ein. Ich hätte ihnen das Lokal sogar selbst empfohlen: Es war die »Alte Kanzlei« unweit des Marktplatzes, ein sehr rustikales Lokal, in dem man aber sehr gut essen konnte. Der Wirt, ein unglaublich dicker Mann, war das beste Beispiel für seine Küche. Wer es gut bürgerlich mochte, wer gerne Wild aß, wer gerne die schwäbische Küche ausprobierte und es gerne trotzdem mit ein bißchen Niveau wollte, der war in diesem Lokal am richtigen Ort.

Das Lokal genoß einen guten Ruf, und das zu Recht. Ein idealer Tip. Und das Hirschrückensteak, das sich das Paar aus dem Ruhrgebiet bestellte, klang wirklich nach einer erstklassigen Wahl.

Die beiden fanden das Essen gut; sie lobten es hinterher sogar, als sie bezahlten. Trotzdem paßte ihnen etwas nicht. Und als keiner hinschaute, rochen sie besonders intensiv daran, fanden, daß es nicht richtig schmeckte, und ließen sich die Reste einpacken. Die wiederum schleppten sie in das Hotel, in dem sie offiziell abgestiegen waren, und präsentierten sie dort dem Küchenchef.

Und der Mann bestätigte den Verdacht, den das Paar geäußert hatte: Man hatte ihnen keinen Hirsch serviert, sondern schnödes Rindfleisch angedreht.

Panik! Herzattacke! Weltuntergang!

Zu der Zeit, so muß man berichten, war die BSE-Krise in aller Munde. Auch hartherzige Fleischfresser verzichteten in dieser Zeit auf den Konsum von Rindfleisch, weil sie keine Lust hatten, vom Rinderwahnsinn und seinen Folgen beeinträchtigt zu werden. Eine durchaus nachvollziehbare Reaktion – man hätte allerdings der Einfachheit halber gleich Vegetarier werden können, und alles wäre viel einfacher gewesen.

So auch die Dame in unserer kleinen Geschichte. Aufgrund der BSE-Krise aß sie nämlich kein Rindfleisch mehr, nur noch Wild. Das war zwar unwesentlich teurer, aber das stört ja wohlhabende Touristen aus dem Ruhrgebiet nicht so richtig.

Die arme Frau litt auch prompt unter den Folgen des falschen Hirschbratens: Sie mußte sich mehrfach übergeben, ihr Mann alarmierte die Polizei, die anscheinend nichts anders zu tun hatte und tatsächlich die Ermittlungen aufnahm.

Jetzt wurde die Provinzposse richtig lustig. Es gab am bewußten Abend, so fand die Polizei heraus, nämlich gar kein Rindfleisch auf der Karte. Eine Vertauschung von Rind und Hirsch sei also gar nicht möglich gewesen.

Seltsame Angelegenheit. Aussage stand gegen Aussage.

Und dann schaltete sich der Wirtschaftskontrolldienst der Polizei ein. So einfach sollte der Fall also nicht gelöst

werden ... Reste des umstrittenen Gerichtes wurden tatsächlich nach Karlsruhe geschickt, um dort von Nahrungsmittelchemikern des Chemischen Veterniär-Untersuchungsamtes genauer unter die Lupe genommen zu werden. Als dieses Amt nicht hundertprozentig zu einer Lösung des Falls kam, schaltete sich auch noch das Chemische Veterinär-Untersuchungsamt in Freiburg ein. Grund: Man wollte eine DNA-Analyse vornehmen, um die Essensreste hundertprozentig genau unterstützen zu können.

Das kostete richtig viel Geld – und das alles nur deshalb, weil ein Ehepaar aus Nordrhein-Westfalen in seinem Urlaub unbedingt einen Hirsch futtern wollte ...

Der Wirt drehte in den ersten Tagen des Januars 2001 fast durch. Kein Wunder, die Gerüchte konnten seinem ohnehin nicht richtig gut gehenden Gasthaus das Genick brechen. Seine Argumentation war: »Ich stand an diesem Abend selbst am Herd, und ich kann jederzeit nachweisen, daß ich im Großmarkt etwa acht Kilo Hirschkalbsrücken gekauft habe.« Besonders hübsch war allerdings sein wichtigstes Argument: »Ich würde meine Gäste doch nie betrügen.«

Immerhin räumte er ein, daß die schöne Geschichte, am bewußten Abend habe es kein Rindfleisch gegeben, nicht stimme: Die Polizei hatte die Speisekarte nicht richtig lesen können, so scheint es, denn an diesem Abend standen zwei verschiedene Rindfleischgerichte auf der Karte. Nun ja, daß die Polizei aus Analphabeten besteht, hat mancher schon vermutet; das Ausmaß des Schreckens scheint aber doch verwunderlich zu sein.

Es dauerte alles seine Zeit, doch irgendwann kam der Befund, der offizielle, bestätigt durch einen Polizeioberrat. Es sei in der Tat kein Rindfleisch serviert worden; wobei er nach wie vor nicht sagen konnte, welches Fleisch denn nun die freundlichen Urlauber verzehrt hatten. Und während der Ruf des Wirtes weiterhin seinen Schaden nahm, weil buchstäblich im ganzen Land über den Rinderhirsch aus der Schwarzwaldstadt diskutiert wurde, zogen sich die weiteren Ermittlungen hin ...

Der Freudenstädter Hotelier erhob nun Anklage gegen die Gäste aus Nordrhein-Westfalen. Klar ... Und er korrespondierte ganz nebenbei mit dem Chef des anderen Hotels nur noch über Rechtsanwälte. Die Provinzposse weitete sich immer mehr aus, bald ging es nicht mehr nur noch um den Wirt und seine Gäste, sondern es ging auch um Veterinäre, den Wirtschaftskontrolldienst, verschiedene Polizeistationen und diverse Rechtsanwälte, von den Journalisten landauf, landab, die über den Unfug schrieben, einmal ganz zu schweigen.

Und das End' vom Lied: Der dicke Wirt mußte seine »Alte Kanzlei« schließen, weil ihm die Gerüchteküche das Genick brach. Die Gäste von außerhalb blieben aus, Geschäftsessen wurden in andere gastronomische Einrichtungen verlegt, und die Einheimischen guckten als gute Schwaben ohnehin stets aufs Geld und gingen der Einfachheit halber lieber in ein preiswertes Gasthaus um die Ecke, in dem es dieselbe Art von Gerichten für fünf Mark weniger gab.

So hatte der Rinderhirsch doch noch ein Ende genommen, wenngleich kein gutes. Was aus den Anzeigen des Wirtes gegen die jeweils anderen Beteiligten wurde, ist übrigens nicht bekannt, genauso, was aus ihm selbst wurde. Aus der gastronomischen Landschaft meiner Heimatstadt ist der Mann, der doch eigentlich nicht zu übersehen war, auf jeden Fall verschwunden ...



Aus Deutschpunkhausen

Gerne wird über Deutschpunk gelästert, nicht zu unrecht, denn es gibt in diesem Genre der Grobrichtung Punkrock genug Mist. Wenn ich gelegentlich erzähle, daß ich immer noch gerne Deutschpunk höre, werde ich richtiggehend angestiert, von wegen »du hörst so einen Mist?« – aber ich kann es halt mal wieder nicht ändern. Aus diesem Grund gibt es in diesem ENPUNKT eben mal wieder eine Übersicht zu aktuellen Bands des Genres.

Ich will in diesem Text überhaupt nicht über schlechte Bands schreiben. Bei Kapellen wie **Vogelfrei**, **Der Dicke Polizist** oder **Sperrzone** frage ich mich ernsthaft nach ihrer Existenzberechtigung. Textlich wie musikalisch zieht es einem die Schuhe aus, da fällt mir nichts ein. Metallisch klingender Hardrock von **Dritte Wahl** oder **Dödelhaie** finde ich auch schrecklich, da können die Bandmitglieder noch so nett und freundlich sein.

Also gucken wir lieber mal, was es sonst noch so gibt ... Wobei dieser Text nicht den Anspruch hat, das Genre Deutschpunk auch nur andeutungsweise abzufeiern und zu beschreiben. Ich schreibe über einige Platten, die ich mir im Sommer 2003 gründlich angehört habe. Mehr nicht.

Sehr schön!

Den Beweis dafür, daß Deutschpunk im Jahr 2003 weder antiquiert noch klischeehaft klingen mag, legt die Band **Tischlerei Lischitzki** aus Lüneburg mit ihrer ersten LP vor: Die Platte klingt nach den Klassikern, ruft Erinnerungen an die **Neurotic Arseholes** wach, ohne allerdings zu versuchen, den alten Stil zu kopieren. Textlich wie musikalisch ist die Band eigenständig genug, um sich vor solchen Vereinnahmungen zu schützen; sie rockt, und sie macht Spaß. Was zum Teufel will man eigentlich mehr? *(M. Brebeck, Schildsteinweg 54/56, 21339 Lüneburg)*

Heftig und kompakt zugleich ist die **Leistungsgruppe Maulich**, die stellenweise nach alten **EA 80** klingt, aber immer noch den Charme einer echten Irokesenpunker-Kapelle ausstrahlt. Textlich sind die Hamburger stets auf der guten Seite, und musikalisch folgt ein Kracher dem anderen. Mir gefällt auch die zweite Platte der Band – »Vorsicht ist geboten ...« – so gut wie die erste. *(Nasty Vinyl)*

Wer es gerne melodisch und trotzdem deutschpunkig mag, dem rate ich dazu, sich mal die erste LP der Berliner Band **Kumpelbasis** zu besorgen: Hier wird fröhlich gerockt und geskankt, ohne in schlimme Klischees zu verfallen, hier gibt es Texte, die mit Augenzwinkern verbunden werden, und eine Musik, die zum Rumhüpfen oder gar zu »normalen Tanzen« geradezu einlegt. Die LP »Mächte des Alltags« macht auf jeden Fall viel Spaß, vor allem für jene, die gerne **Terrorgruppe** und so Zeugs hören. *(Nasty Vinyl)*

Ein Vierteljahrhundert Hamburg-Punkrock kulminieren in einer neuen Band: Die zwei Männer und die eine Frau beherrschen ihre Instrumente, haben alle schon Punkrock-Erfahrung und präsentieren hier eine »erwachsene« Punk-LP, für die ich den Begriff »Emo« angesichts des Alters aller Beteiligten nicht verwenden kann. Es rockt schön, es ist aber nicht schlimm, und es klingt zeitweise richtig klasse. Der Hitcharakter fehlt ein bißchen, dafür klingt die Band wie eine Mischung aus – puha! – den uralten **Phantastix** (wegen der Stimme) und neuen **Antikörper**. Hervorragendes Deutschpunk-Debüt alter Hasen! *(Mata Hari Enterprises)*

Politisch

Dem deutschsprachigen Polit-Punk sagt man nicht zu Unrecht nach, daß er vor allem aus Parolengeschrei besteht. Bei **Guerilla** gibt's auf der ersten LP »Virus Macht« zwar auch kurze, knappe Texte, die sind allerdings ziemlich schlau und bringen politisch-anarchistische Gedanken direkt auf den Punkt. Musikalisch wird ordentlich gerockt – knalliger Hardcore-Punk mit Hit-Charakter. Wer von Bands wie **Korrupt** schwärmt, wird feststellen, daß **Guerilla** noch 'ne Schippe drauflegen. Super! *(msm1279 Records)*

Räudig

Bands wie **Police Shit** spielen das, was ich »räudigen Deutschpunk« nenne: ruppiger Sound, nicht gerade schlau gespielt, dazu entsprechende Texte mit viel Oi!Oi!Oi!. Auf der Platte »Stützen der Gesellschaft« *(Saalepower Records)* klingen die vier Punks aus Frohburg in Sachsen auf jeden Fall völlig authentisch, wodurch die Platte komplett ihre Existenzberechtigung hat. Gut ist sie allerdings trotzdem nicht.

Auch bei den **Strohsäcken** aus Berlin ist der komplette Straßenbezug vorhanden; bis hin zum Berlina Dialekt in manchen Stücken. Das ist auf jeden Fall keine Kommerz-Scheiße, sondern richtig echter Punk. Dass mich der wüste Gesang und die eher stumpfe Musik nicht

begeistern, liegt nahe; das ist nicht meine Welt. Konsquent Punk isses allerdings doch. *(Attack Records)*

Nachdenklich

Gerne nennt man den etwas intellektueller klingenden Deutschpunk dann »Punkrock mit deutschen Texten« oder vergibt sonstige Attribute, um sich vom vermeintlich stumpfen Irokesen-Volk abzugrenzen. Das ist mir zu albern. Ich habe kein Problem damit, das eine gutzufinden und das andere zu mögen, je nach Tageslaune.

So ist die Hamburger Band **Spandau** mit ihrer selbst produzierten CD »Die in der Innenstadt waren anders« ein legitimer Nachfolger von **...but alive**: ziemlich schlaue Texte, eher ruhige Musik, die einen schweren Einschlag ins Hamburger-Schule-Poppige hat, mir aber trotzdem sehr gut gefällt. (*Bernd Cramer, Bahrenfelder Kirchenweg 30, 22781 Hamburg*)

Und natürlich gibt es immer noch **Muff Potter**, die mit ihrer vierten Langspielplatte »Ab heute wird gewonnen, bitte.« die Messlatte für deutschsprachigen Emopunk noch mal ein Stück höher hängen. Nicht unbedingt immer hundertprozentig punkig von der Musik her, aber textlich und musikalisch immer auf höchstem Niveau. Großartig, wie sich diese Band immer noch steigern kann! *(Hucks Plattenkiste)*

Den Beweis dafür, daß Emo-Punk mit deutschen Texten nicht immer gut sein muß, treten **Der Raketenhund** aus Braunschweig an: Geschrammel und Geschrei reichen ebenso wenig wie das Erfinden von Texten, die keiner versteht. Schade eigentlich. *(Plastic Bomb Records)*

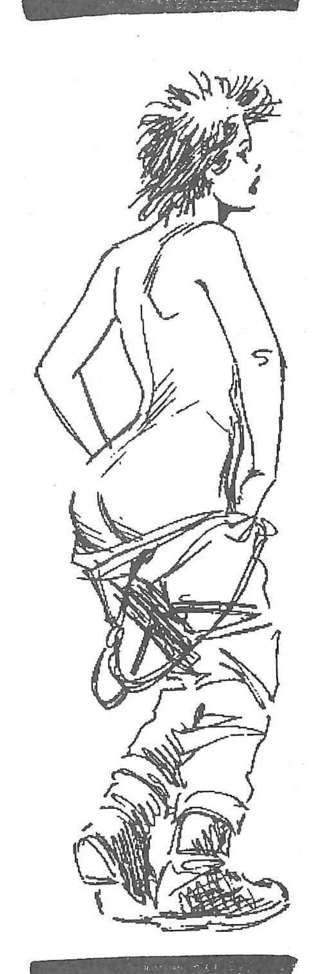
Glatzköpfig

Und eigentlich ist das, was die Band **O.B.** aus Potsdam macht, auch kein richtiger Deutschpunk, sondern eben deutschsprachiger Oi!-Punk, aber auf solche Schubladen lege ich kaum Wert. Die vier Männer und eine Frau verkneifen sich politische Texte jeglicher Richtung; es ist aber klar, daß ihr manchmal arg grobschlächtiger Sound definitiv keine Nazi-Musik ist. Ihre CD »Fein gemacht« ist als Digi-Pack ausgesprochen schön gestaltet, zeigt eine Reihe amüsanter Fotos und macht musikalisch wie textlich klar, daß sich die Band weiter entwickelt hat – weg vom stumpfen, teilweise sexistischen Oi! hin zu rockigerem Sound und ironischen Texten. Um Sex geht es immer noch, aber eben mit Augenwinkern, und das geht dann für den Froind doitschsprachiger Glatzenmucke völlig in Ordnung. Musikalisch schlicht bleibt die Band trotzdem, aber es paßt. *(Rockstar Records, Kastanienallee 18, 14471 Potsdam)*

Eigenständig

Bands, die so richtig aus dem Rahmen fallen, kommen häufig nicht so gut an. Ich bin mir nicht ganz schlüssig, wie ich beispielsweise eine Band wie **Heimatglück** einordnen soll. Die durchaus amüsante Mischung aus Punkrock, Neuer Deutscher Welle und ziemlich schlauen, wenngleich teilweise arg kryptischen Texten der Hamburger Band gefällt mir sehr gut – das ist außergewöhnlich. Oft anhören kann ich mir das seltsamerweise nicht, vielleicht deshalb, weil ich mich hier aufs Zuhören konzentrieren muß, um die Platte »Können gebratene Tauben fliegen?« so richtig würdigen zu können. *(Campary Records)*

Auf ihre Art ebenso eigenständig sind **Trend** aus Rheinland-Pfalz. Seit ich ihre Demo-CD das erstemal gehört habe, finde ich die Band gut. Ihre erste offizielle Platte, die als LP und als CD unter dem Titel »Das Produkt« erschienen ist, setzt die bisherige Praxis fort: Der Sound klingt wie eine Mischung aus hippeliger Neuer Deutscher Welle und extrem frühen Deutschpunk, und die Texte hören sich an, als habe sie der Autor in der Klappsmühle geschrieben. Man muß das mögen, und diese Platte wird garantiert nicht jedem gefallen; ich finde die schräge Mischung aber sehr eigenständig und überzeugend. Coole Scheiße. *(Plastic Bomb Records)*



Nicht dazu gehören



Eigentlich war es eine gute Idee: »Am Donnerstag ist Feiertag, da können wir ausschlafen. Also gehen wir am Mittwoch abend um 19 Uhr in die Majolika, und dort gibt es eine After-Work-Party. Wird bestimmt lustig.« Ich stimmte zu, und ich fand die Idee tatsächlich interessant. Warum nicht mal auf eine Veranstaltung der etwas anderen Art gehen?

Es wurde Mittwoch, es wurde ein bitterer Arbeitstag, und nach 20 Uhr konnte ich endlich von der Unterhaltungsfront desertieren, nachdem ich die Arbeitsplätze aller Kolleginnen und Kollegen noch fleißig mit weiterer Arbeit versorgt hatte. Und als ich endlich in die eigene Wohnung trudelte und irgendwann von zu Hause loskam – nach essen und trinken und kacken und ein bißchen Zeitung lesen –, war es schon nach zehn Uhr, ziemlich dunkel und nicht mehr so schweineheiß wie den ganzen Tag über.

Die Majolika in Karlsruhe ist eigentlich eine Art Fabrik, in der Steingut-Zeugs hergestellt wird, Becher und Schüsseln ebenso wie richtige Kunst. Im Innenhof dieser Manufaktur, wie das Gelände auch genannt wird, gibt es eine ausgesprochen hübsche Kneipe, in der man sehr gut essen und trinken kann; zu halbwegs gemäßigten Preisen, aber doch etwas teurer als in den wirklich schicken Läden der Stadt. Die Besitzerin der Kneipe oder des Restaurants sieht etwas punkig aus, mit blonden Stacheln und Tätowierungen, und angeblich war sie früher auch Punkette, aber das muß schon ziemlich lange her sein und gehört schon gar nicht zu dieser Geschichte her.

Schon während ich mit meinem Rad auf das Gelände zurollte, das in einem kleinen Waldgelände zwischen Schloß und Fußballstadion liegt, um es grob zu sagen, bemerkte ich, daß richtig viel los war. Auf dem schmalen Weg fuhren fast ununterbrochen Autos, überall gingen Fußgänger, und jeder nur erdenkliche freie Platz war zugeparkt. Ich fädelte mich mit meinem Rad zwischen Menschen, Autos und Straßenlaternen hindurch und erreichte das Gelände der Majolika.

Mit einem Schwapp von Menschen kam ich dort an, sie alle in lockerer Freizeitkleidung, die jungen Frauen in knappen Kleidchen und Röckchen, die jungen Männer in kurzen Hosen oder lockeren Jeans, darüber die Hemden aus Baumwolle, die in der Saison 2003 anscheinend so modern sind und die nur echt aussehen, wenn sie leger über den Hosenbund getragen werden. Als junge Frau darf man wieder peinliche Dauerwellen tragen, wie mir auffiel, während für junge Männer der Kurzhaarschnitt gerne mit blonden Strähnchen aufgelockert werden darf.

Das macht einen ganz arg flippigen Eindruck und signalisiert, daß der frisurbetonte junge Mann zwar in der Bank einen saublöden Langweiler-Job hat, in Wirklichkeit aber ein ganz Wilder ist, überlegte ich, während ich mein Rad durch das Tor der Majolika schob.

Ich vernahm die Musik, die irgendein DJ auflegte: Es handelte sich um unerträgliches Disco-Gejaule nach meinem Gehör, die Mischung aus 70er-Jahre-Schlonz und irgendwelchem elektronischem Gebolze, das man neuerdings zusammenkippt, genau der Sound, der so stumpf und unerträglich ist, daß er anscheinend der besonders breiten Masse gefällt. Wie allen Ernstes jemand glauben kann, elektronische Musik sei prinzipiell origineller als beispielsweise der wirklich oft schlichte Punkrock, ist mir vor allem in solchen Situationen völlig schleierhaft. Ich merkte auf jeden Fall, wie mir langsam schlecht wurde, wie jeder der Beats mir Übelkeit bereitete. Und ich stellte mir zum ersten Mal an diesem Abend die Frage, was ich eigentlich hier sollte.

Im Innenhof der Majolika sah ich, was los war. Zwei Autos standen im Hof, umringt von Menschen. Einige große Schirme waren aufgestellt, um die sich die »Party People« versammelt hatten. Ich hörte Stimmengewirr, und alles wurde übertönt von der stumpfen lauten Musik. Auch hier wirkten die Menschen, die zwischen 20 und 50 Jahre alt waren, fröhlich und aufgeweckt, wohlhabend und modern. *Genau die Art Leute, die FDP wählt und heimlich Angela Merkel bewundert,* dachte ich und überlegte, ob ich gleich gehen sollte.

Vor mir begann eine Schlange, wie ich auf einmal feststellte. Die netten jungen Leute in ihrer lockeren Kleidung stellten sich tatsächlich in einer Reihe vor einer Kasse auf, bezahlten treu und brav drei Euro Eintritt dafür, daß sie unter freiem Himmel schlechte Musik anhören durften, und kamen offensichtlich nicht einmal im Traum auf die Idee, rechts oder links von der Kasse vorbeizugehen – auf jeder Seite gab es rund fünf Meter Platz, wo es weder eine Absperrung noch irgendwelche finster gukkenden Wachleute gab.

Ich schüttelte den Kopf, blieb stehen, stützte mich auf mein Rad und schaute mir das ganze Geschehen so aus sicherer Distanz an. In aller Ruhe lauschte ich den Gesprächen. Viele der Besucher waren Studenten, andere waren junge Angestellte, und sie sprachen über das, was man anscheinend in Discos und anderen Veranstaltungen dieser Art wohl so als Unterhaltungsgrundlage braucht: Es war Tratsch über Menschen, die sie kannten, nach dem Motto »Was macht denn die Susi?« und »Ach, das ist ja interessant«, all diese Worthülsen, die manche Leute offensichtlich im Sekundentakt aus sich hervorbrechen können.

Mir wurde schlecht, ich wollte nur noch gehen, aber ich hatte mich verabredet, und ich überlegte schon, wie ich es schaffen sollte, mit meinen Freunden in Kontakt zu treten, ohne mich unter dieses Volk mischen zu müssen, bei dessen Anblick mir schon die Kotze hochkam. Ich fühlte mich komplett falsch, und dieses Falschfühlen wurde von Sekunde zu Sekunde schlimmer.

In diesem Augenblick sah ich einen Mann mit langen Haaren, den ich sogar ohne Brille an der Gangart erkannt hätte: Es war Feurio, ich winkte ihm, und er kam her. Nach seinen Angaben hatte er keine Lust, sich in eine der unendlichen Schlangen vor dem Klo anzustellen; also verließ er das Gelände und pißte einfach hinter mir an eine Hauswand. Keiner der vielen ach so lockeren Menschen in unserer direkten Umgebung, die immer noch zu Dutzenden auf das Gelände der Majolika strömten, hätte das getan.

Er sagte mir, daß die Musik schon seit Stunden unerträglich sei. Es gäbe aber einige gut aussehende Frauen, und das mache den Abend sehr erholsam. Man könne viel gucken, und deshalb würde es ihn nicht so stören, von »lauter Spackos« umgeben zu sein.

Ich meinte, ich fühlte mich in dieser Umgebung überhaupt nicht wohl. »Ich komm mir vor wie Falschgeld, ich komme mir vor, als sei ich total falsch.«

Feurer grinste, schaute mich an und meinte. »Du siehst aber auch nicht anders aus als die Leute hier.«

Als ich an mir hinunterschaute, war mir gleich klar, was er meinte: Meine Turnschuhe waren vielleicht eine Spur zu ausgefranst, um modern zu sein, meine Jeans hatte vielleicht einige Löcher an der falschen Stelle, als daß sie als modisch

durchgegangen wäre, und mein T-Shirt war sicher nicht das aktuellste, von meiner stinknormalen Frisur ganz zu schweigen – aber ich sah auf den ersten Blick genauso aus wie einer von den vielen Leuten, deren Kommen und Gehen ich jetzt seit zehn, fünfzehn Minuten bei gleichbleibend stumpfsinniger Musik beobachtete.

»Der einzige Unterschied ist«, so fügte Feurio trocken hinzu, »daß du älter bist als die meisten, die hier vor uns rumstehen.«

Auch da hatte er recht, und da hilft es auch nichts, sich mit irgendwelchen lahmen Erklärungen abzuspeisen, die meist in die Richtung gehen, »du siehst aber für dein Alter noch nicht so aus«. Ich sah genauso wenig »punkig« aus wie die Leute vor mir. Nicht einmal ein Punkrock-T-Shirt hatte ich an, nur irgendwas normales. Und meine Haare hatte ich nicht einmal geseift – wobei ich das bei der Hitze eh blöd gefunden hätte, weil mir da innerhalb kürzester Zeit die Seifenbrühe ins Gesicht gelaufen wäre. Von bunten Haaren oder einem Iro mal wieder – den letzten hatte ich mit 35 Jahren – ganz zu schweigen ...

Es mochte ja wirklich sein, daß ich mit meinem Aussehen eher auf eine solche Veranstaltung paßte als auf ein Punk-Konzert. Trotzdem wußte ich auf einmal wieder, wo ich einfach eher hingehöre, wenngleich es für einen Mann, der auf die vierzig zugeht, mittlerweile ein bißchen peinlich sein könnte, in unregelmäßigen Abständen mit jungen Leuten zu irgendwelcher lauter Musik durch die Pampa zu hüpfen. Egal. Was Punkrock ist, definiere für mich immer noch ich selbst; insofern sollte es mir dann auch egal sein, ob das irgendwie peinlich ist oder nicht.

Ich redete noch ein bißchen mit Feurer und anderen Leuten, ich schaute mir noch ein bißchen das Publikum an, und ich überlegte mir doch noch einmal, ob ich es wagen sollte. *Es ist ja kein Problem, sich so eine Veranstaltung zu geben*, dachte ich. *Ich kann's mir leisten, und Scheißmusik habe ich schon genügend ertragen.*

So dachte ich, und ich war stolz darauf, einen solch toleranten Gedanken in meinem Hirn mit mir spazieren zu tragen. Aber ich konnte nicht, ich schaffte es nicht, und ich wollte nicht mit einer Fresse auf einer Party herumstehen, die jedem Deppen sofort signalisieren würde, daß ich ihm am liebsten eine durchs Freßbrett ziehen würde.

Als ich dann doch ging, verzog ich mich im Bewußtsein, wieder mal komplett falsch gewesen zu sein. In der falschen Gesellschaft, im falschen Alter oder auf den falschen Veranstaltungen. Ich kam mir vor wie zwanzig, denn in diesem Alter hatte ich stets dasselbe Gefühl gehabt, wenn ich auf solchen Veranstaltungen aufgekreuzt war, wobei ich es damals durch unglaublichen Alkoholkonsum und saublödes Gerede kompensiert und nicht nur einmal Streß deswegen bekommen hatte. Aus diesem Alter war ich immerhin schon raus, eine gewisse Intelligenz scheint im Alter also doch zu kommen.

Ich radelte gemütlich zurück, dieselbe Strecke raus aus dem kleinen Wäldchen und dann die Moltkestraße hindurch, die zwischen der Pädagogischen und der Technischen Hochschule hindurchführt, zumindest in diesem Bereich. Eine sehr ruhige Gegend, vor allem abends, in der man auch ohne Licht recht flott radeln kann; nicht einmal die allgegenwärtige Karlsruher Polizei kommt in dieser Straße auf die Idee, das Licht zu kontrollieren.

Drei junge Leute standen auf dem Radweg, zwei Typen und eine Frau. Jung bedeutet in diesem Fall, daß sie anfang der zwanzig waren. Der eine kreiselte wie ein Besoffener, so daß ich nicht vorbeikommen konnte. Ich hielt an, bevor ich ihn über den Haufen fuhr. Er drehte sich und brabbelte vor sich hin, die Spitzen seiner blond gefärbten Löckchen glänzten vor Schweiß, und aus der Bierflasche in seiner rechten Hand lief ein bißchen Schaum. Als er mich endlich wahrnahm, blieb er wie erstarrt stehen und stierte mich blicklos an.

Sein Kompagnon eilte herbei. »Passen Sie ja auf«, sagte er lallend. »Der hier ist rettungslos besoffen, da muß man einfach aufpassen.« Er zog seinen Kumpel zur Seite, so daß ich weiterfahren konnte.

»Jaja, ist schon gut«, murrte ich, stieg wieder aufs Rad und strampelte weiter. Hinter mir hörte ich besoffenes Kichern, das aber eindeutig nicht mir galt, dann klirrten zwei Flaschen zusammen. In Gedanken wünschte ich den Studenten bei ihrem nächtlichen Besäufnis noch viel Glück; vielleicht konnte noch einer bei der Frau landen, die bei ihnen war.

Trotzdem war ich sehr beunruhigt. Studenten siezten mich mittlerweile, und das sogar nachts. Zu einer Zeit also, in der man nicht unbedingt aufs Gesicht achtet und man – so denke ich – nicht auf den ersten Blick



erkennen kann, wie alt das Gegenüber ist. Wieder schaute ich an mir hinunter, während ich die Moltkestraße entlang radelte, strich mit der linken Hand verstohlen über den Bauch, der sich leicht unter dem T-Shirt abzeichnete. Sooo alt sah ich doch nicht aus, fand ich, aber das nutzte nichts.

Ich beschloß, an diesem Abend einfach zu kapitulieren. Zwar gab es hinter dem Hauptbahnhof an diesem Abend auch in der Ex-Steffi irgendeine Veranstaltung, aber das wollte ich mir dann doch nicht antun. Junge Punks und anderes subkulturelles Gesocks, das bei dieser Party herumpurzelte, war mir zwar garantiert lieber, aber an diesem Abend reichte es mir einfach.

Dann doch lieber den Abend mit Comics verbringen. Die fragen zumindest weder nach dem Alter noch nach dem Musikgeschmack, die wehren sich auch nicht!

Playlist Juni 2003

1. KICK JONESES: Tales Of Discontent
2. RAINER MARIA: Long Knives Drawn
3. THE YUM YUMS: Blame It On The Boogie!
4. ALKALINE TRIO: Good Mourning
5. SPANDAU: Die in der Innenstadt waren anders

Aus einer Mail: »so besoffen«

Es gibt ja immer wieder Meldungen, die schätze ich sehr. Sie kommen per Mail, per Brief, oder ich höre sie persönlich. Die folgende zitiere ich einfach kommentarlos aus einer Mail – das dürfte im Zweifelsfall für den Personenschutz ausreichen, harhar.

Ach ja, und eine lustige Anekdote will ich dir auch nicht vorenthalten. Eine Archiv-Kollegin bemüht sich gerade sehr um die Öffentlichkeitsarbeit für unser Fanzine-Projekt. Es wird Ende diesen Jahres oder Anfang nächsten Jahres eine Fanzine-Ausstellung in der Bibliothek der FU Berlin geben. Sie hatte dem Direktor einige Fanzines zur Ansicht überlassen, u.a. einen "Enpunkt".

Einige Zeit später kam er auf sie zu, und meinte zum "Enpunkt",er habe es ganz durchgelesen, und es sei ein solch versoffenes Fanzine, dass er dadurch erinnert worden sei, nicht mehr der jüngste zu sein... Wollte ich dir nicht vorenthalten.

Netter Indie-Rock

Von der Münchener Band **Dead City Radio** hatte ich schon einmal gehört; ich bilde mir ein, auch einmal eine Platte von ihnen in diesem Schmierheft positiv besprochen zu haben. Sie stammt aus dem Umfeld der Münchener Punk-Szene, einige der Bandmitglieder haben bei Punkrock-Bands gespielt, insofern ist die Verbindung eng.

Musikalisch machen die Münchener allerdings etwas ganz anderes als Punkrock. Auf ihrer Platte »Everything Is So Beautiful« gibt es vor allem ausgesprochen gelungenen IndieRock, um diesen alten Schubladenbegriff aus den 80er Jahren aus der Schublade zu holen. Das Titelstück selbst ist kurz und knapp und poltert hübsch vor sich hin, während die anderen Stücke meist länger sind und sich wie eine Mischung aus alten **The Fall** und neuerem Zeugs à la **The Strokes** anhören.

Die Platte ist kein Hit, wird es auch nie werden, ist aber ausgesprochen angenehm zu hören. Schade eigentlich, daß solche Bands in Rockdeutschland praktisch keine Chance mehr haben. *(S&S Records)*

Leserpost

Hermann Ritter, Darmstadt:
Der "Enpunkt 39" ist ein cooles Heft. Danke! Besonders interessant fand ich die Ausführungen zu deinen Kontakten mit der "JF". Ich bin da ähnlicher Meinung wie du – und glaube auch, dass die erste Schere der Zensur ärgerlicherweise im eigenen Kopf stattfindet.

Markus Haas, Bremen:
Wie schon öfters geschrieben, bin ich recht neidisch auf Deine Reiseberichte und nehme mir auch jedesmal wieder aufs Neue vor, auch mal die eingefahrenen Reiserouten abzuändern. Jedes Jahr nach U$A langweilt auch mal, auch wenn ich noch immer viel Spaß dort habe – für mich sind die ganzen Staaten ein DISNEY LAND! *-((Und ich überlege mir seit Jahren, endlich mal einen RICHTIGEN Urlaub in den USA zu machen, so vier Wochen am Stück mal einen Staat zu bereisen oder so ...))-*

Köstlich auch immer die Demo-/Konzertberichte.
Irgendwie erinnert mich die Machart, der Inhalt halt noch immer an die gute alte Fanzine-Kultur, als Mensch drei Seiten über einen Konzertbesuch geschrieben hat und zwei Seiten sich nur um den Anfahrtweg und das Drumherum bewegten ... vermisse. Heute geht's nur noch um »schnelle« Informationen. Aktualität um jeden Preis ... blabla.

-((Stimmt natürlich schon: Viele Fanzines sind heute sehr seriös, fast musikjournalistisch. Aber das scheint mir eine natürliche Anpassung zu sein. Punkrock ist nicht automatisch mehr ein Bestandteil von Gegenkultur, also versuchen die Fanzinemacher sich automatisch in eine Rubrik einzugliedern. Bei manchen Heften spürt man ja geradezu, daß sich hier manche als künftige Musikjournalisten im Rundfunk oder beim VISIONS empfehlen. Nun denn ... Der ENPUNKT ist anachronistisch, was allerdings auch daher kommt, daß ich mein geregeltes Einkommen habe und mir den Luxus eines Fanzines leisten kann, bei dem es keine Anzeigen gibt und für das eben draufgelegt wird bei der Produktion. So what.))-

Andi Kuttner, derzeit Berlin:
Schon vor 'ner ganzen Weile hab ich Deinen ENPUNKT erhalten, und möchte mich auf jeden Fall noch dafür bedanken! Er hat mir echt gut gefallen. Ich weiß es immer mehr zu schätzen, wie persönlich Du die Artikel schreibst. Ich finde, dass du emotional ganz schön »die Hosen runter lässt«, und das finde ich echt bemerkenswert. Vor allem, seitdem ich bei meinen vergangenen beiden Zines auch mehr dazu übergegangen bin.

Die Artikel waren wieder interessant und unterhaltend, und ich hab' den ganzen ENPUNKT wirklich mit Vergnügen durchgelesen. *-((Klasse! So was freut einen natürlich immer. Und das mit den runtergelassenen Hosen ... nun ja, man lässt sie ja nur so weit runter, wie man es sich selbst erlauben mag ...))-*

Andreas Perauer, Kufstein:
Was gibt es besseres, als mit dem neuen ENPUNKT & SUPERKLAUS am See zu liegen bei hochsommerlichen Temperaturen. Aber leider schon wieder fast durch zu sein. Danke für dein Care-Paket.

Bei dem **People Like You**-Artikel sprichst du mir aus der Seele. Letzten Herbst wurde ich auch bemustert, die **Mad Sin** hatte ich schon; gefallen mir einfach, egal ob Live oder auf Konserve, **Bones** auch nicht schlecht, bei **The Spook** fing's schon an, **Abdullah** hab ich merfach versucht einzulegen. Irgend etwas trieb mich nach kurzem anspielen, dieses Teil wieder zu entfernen, die Schweinerock-Staub-Scheiben haben sich auch nicht lange gehalten. *-((Geht mir echt ähnlich. Dann doch lieber richtige Pop-Musik als diese Hartmänner-Sounds ...))-*

Frans Stummer:
Immer mal schön, Reiseberichte zu lesen, in denen es nicht um Shopping geht oder Golfplätze. Nebenbei bemerkt: ich saß mal bei Warner im Vorzimmer und hab auf mein Treffen mit jemand gewartet, saßen da zwei Gestalten, die sich unterhielten, ob man in Monaco oder Mailand besser einkaufen gehen kann ... kam ein Wichtig-wichtig-Mensch rein und sieht uns drei an, ich meinte dann unaufgefordert: »Ich gehör nicht dazu.«

Der Mann, auch nicht blöde: »Wer ein **Spermbirds**-T-Shirt trägt, kann ja gar nicht dazugehören.« Recht hatter. Wobei jede der zwei Welten die anderen als Schädlinge ansieht, oder?

Allerdings die upper crust nicht leben könnte, wenn jemand weiter unten nicht die ARBEIT tut, oder gar kreativ ist. Denn, auch in der Musik: Das neue kommt immer von unten, ist wie im Garten!

-((Hey, Frans, was soll ich zu solchen Worten noch viel sagen. Auf den Punkt gebracht und richtig! Bingo!))-

Falsches Lob: Tja, auch wenn es beunruhigend ist, daß Leute, die in rechten Blättern schreiben, mal nicht die dummgesoffenen Hools sind, fand ich nichtsdestotrotz, daß der Mann in

seiner Antwort nur wenig über seine Gesinnung und Beweggründe preisgibt ... Gewisse Gehirnfunktionen allein garantieren weder einen funktionierenden Verstand, noch gewährleisten wohlformulierte Texte die vorhande Fähigkeit zu DENKEN. Was auch allgemein für zu viele »Intellektuelle« gilt. Ich hab' 'nen SPEX-Schreiber von Angesicht zu Angesicht erlebt, der (ohne Scheiß!) Form und Inhalt nicht unterscheiden konnte. Hätter vielleicht bei Text gekonnt, darum ging es aber in unserm kleinen Gespräch nicht. Ich hab' mich mit Grausen abgewandt.

»Lemon Tree«: So schlecht ist das Lied nicht, die Interpretation allerdings sowas von Pop-Pampe ... die Komposition würd' sehr von einer knackigen Produktion profitieren. Das wär doch was für **All** oder die **Descendents** ... oder Konsorten. Aber BITTE keine dieser fünfklassigen Kopie-Bands à la **Avril »Britney« Lavigne** ...

-((Wobei ich gestehen muss, dass ich das Mädel echt lustig finde. Lieber ***Avril Lavigne*** *als* ***No Angels*** *oder sonst ein Dreck. Die tut wenigstens so, als ob sie aufmüpfig wäre, und ist so ein besseres Role Model als diese ganzen Popstar-Frauen, die so tun, als ob sie läufige Hündinnen wären.))-*



Sommer-Hits 2003: Die Rückkehr der guten Melodien

Der Sommer 2003 kündigte sich mit mörderischer Hitze an, brachte einen dazu, in der Wohnung zu bleiben, kühles Bier zu trinken und sich gelegentlich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Viel mehr als gute Musik zu hören blieb einem da nicht übrig. Und welche Musik bietet sich in solchen Zeiten besser an als guter Punkrock mit ganz viel Musik?

Wobei eine Band den Vogel abschoß: Mit der unglaublich tollen Platte »Tales of Discontent« meldeten sich **Kick Joneses** zurück, nach haufenweise Singles und zwei ohnehin ganz hervorragenden Langspielplatten in den letzten zehn Jahren. Die rundum sympathische Band, deren Mitglieder einem im Lauf der Jahre ins Herz gewachsen sind, auch und gerade deshalb, weil sie auf übertriebene Punkrock-Attitüden stets verzichtet haben, sondern über Jahrzehnte ihre Sache in verschiedenen Bands durchgezogen haben.

Die neue Platte ist ein Meisterwerk, anders kann ich es nicht sagen. Treibende Rhythmen, die trotzdem so luftig-leicht daher kommen, daß man sich wirklich wundern muß, warum angesichts dieser Musik auch nur noch ein halbwegs vernünftiger Mensch amerikanischen Retortenscheiß hören kann oder gar den Mist, den deutsche Retortenbands nach dem Vorbild amerikanscher Kommerzpunker produzieren. Klar ist das, was **Kick Joneses** immer noch Punkrock, klar schimmert in jeder Note die Freude der Musiker an der ach so guten alten Zeit durch – aber es ist mehr.

Ich bin kein Musikjournalist, der allen möglichen Spuren nachforscht, und es interessiert mich auch nicht, welche klassischen Stücke die Herren zitieren. Tatsache ist jedoch, daß **Kick Joneses** geradezu leichtfüßig demonstrieren, wie unterhaltsam, wie spaßig und wie intelligent Punkrock auch im Jahr 2003 sein kann, allen modernen Einflüssen zum Trotz und mit dem Bewußtsein einer nunmehr doch 25jährigen Tradition und all ihren Entwicklungen. (Erschienen ist die Platte übrigens bei Rookie Records.)

Eine Band, die man nicht so richtig vergleichen kann, die mich aber irgendwie an denselben Sound erinnert, kommt aus Dänemark und trägt den programmatischen Namen **The Movement**. Auf ihrer gleichnamigen Platte, die in diesem Frühjahr 2003 erschienen ist, präsentieren die Dänen einen ausgesprochen gelungenen Mix aus klassischem Punk, wie man ihn in den 70er Jahren gespielt hat, einem Schuß Ska und diversen Pop-Einflüssen. Angeblich soll die Band live der absolute Bringer sein. Wenn sie den Spaß der CD wirklich auf die Bühne übertragen kann, glaube ich das gern. Und dazu liefern die Dänen noch politische Texte, die durchaus augenzwinkernd und nicht dogmatisch vorgetragen werden. Klasse – auch das ist Musik für einen schönen Sommer. (*Vielklang*)

Eine kleine Verkaufsliste

Wie immer möchte ich einige Sachen verkaufen; es haben sich beispielsweise immer noch einige alte ENPUNKT-Ausgaben gefunden.

Interessant ist die Ausgabe 27 (52 Seiten) vom September 1996, die mit peinlichen Klaus-Fotos aufwartet und das Logo der Disco Punx Karlsruhe präsentiert. Abgefeiert wird meine Ghana-Reise, es gibt die grandiose Geschichte über das Pfälzer Putzfrauengeschwader, ich politisiere über den »Alptraum Terror-Spirale« und referiere über meine Pogo-Verletzungen.

In der Ausgabe 29 (56 Seiten) vom August 1997 wird's bitter: Meine Albrechnung mit der »Steffi« (ehemals besetztes Haus in Karlsruhe) ist gar keine, eher ein heulender Versuch, mir selbst klarzumachen, daß es unter sogenannten Autonomen genauso viel Arschlöcher und fitte Menschen gibt wie unter dem Rest der Menschheit.

Mit einer Arschbombe auf dem Cover wartet Heft 31 (64 Seiten) aus dem Juli 1988 auf. Inhaltlich geht es um Tanzania und meine Afrikareise von 1987/88; daneben wird das Osterdosensuchen abgefeiert.

Nur wenige gibt es noch von der Nummer 32 (68 Seiten, März 1999). Dafür gibt es eine Reihe haarsträubender Berichte, unter anderem von der ABBA-Party in Mannheim, diversen Punker-Aktionen in Mendig und Weinheim, in Karlsruhe und Köln.

Mit Doris Schröder-Köpf auf dem Cover wartete die Ausgabe 33 (56 Seiten) vom Dezember 1999 auf, die einen mörderisch hohen Gewaltanteil besaß. Selten so viele Berichte über Schlägereien und »Aktionen« in einem meiner Hefte gesehen. Zu lachen gibt's trotzdem genug. Und wer sich an meinen Reiseberichten erfreut, kriegt diesmal Malaysia und Singapur.

68 Seiten hatte die Ausgabe 34, die im Juli 2000 rauskam. Sie bietet einen Reisebericht über Kamerun, schildert eine eher lustige Schlägerei, bringt Berichte über meine Lesungen und deren Begleiterscheinungen sowie einen Packen Afrika-Kurzgeschichten.

Mit einem Chaostage-Cover sorgt die Ausgabe 35 (Januar 2001, 52 Seiten) für Spaß und Spannung; natürlich geht es im Heft auch um die vorläufig letzten Chaostage in Hannover sowie die übliche Berichterstattung. Also ein ziemlich Punkrock-orientiertes Heft, das mit Reisegeschichten aus abgerundet wird.

64 Seiten und eine superchristliche letzte Seite – das ist die Ausgabe 36 (August 2001), deren Untertitel »Die Fachzeitschrift für modernen Ausdruckstanz« von mir besser nicht erklärt wird. Schwerpunkte sind der Nazi-Aufmarsch in Karlsruhe, meine Reise nach Vietnam, einige Dinge zu Paris und der übliche andere Kram.

Ausgesprochen nett war die Ausgabe 37 (64 Seiten), die im April 2002 unter dem Motto »Fachzeitschrift für intellektuelle Thesen und Diskurse« und mit einem großartigen Titelbild herauskam. Als Reisebericht gibt es diesmal Malawi nebst einigen Geschichten, dazu einen Rückblick auf über 300 Radiosendungen sowie ziemlich viel Punkrock-Krimskrams und Statements.

Die Ausgabe 38 kam in blau und mit zwei rattenscharfen Comic-Frauen auf dem Titelbild. Die 64 Seiten waren prallvoll mit Text, so daß auch ein schneller Leser einige Zeit braucht, bis er das Heft durch hat. Einen richtigen Schwerpunkt gibt es nicht, eher die »normalen« Sachen, darunter einen Bericht aus Tschechien.

Und mittlerweile gibt es sogar die Ausgabe 39 – es geht wirklich immer schneller. In diesem Heft gibt es Reiseberichte und Geschichten aus den Ländern Antigua, Trinidad und Barbados sowie haufenweise Punkrock-Aktivitäten. Nein, in Knast war ich nicht schon wieder.

Genug gesabbelt. Jedes Heft kostet aufgrund der sackdoofen Euro-Umstellung einen Euro, dazu kommt das Porto von 77 Cent. Beschwert bei der Post, was diese Preise angeht. Deshalb sage ich einfacherweise: ein Heft kostet einfach zwei Tacken, zwei Hefte kosten drei, drei Hefte kosten vier Euro, vier Hefte gibt es für fünf Euro, und wer fünf nimmt, kriegt sie für sechs Euro, und ich lege noch ein altes Science-Fiction-Fanzine von mir dazu. Meine Adresse steht vorne im Impressum, da gibt es auch eine Bankverbindung.

Bücher von mir

Derzeit gibt es zwei Bücher von mir, die natürlich jeder treue ENPUNKT-Leser haben sollte. Vor allem deshalb, weil ich sie »leicht beschädigt« unter dem Ladenpreis anbieten kann.

Das eine Buch ist VIELEN DANK PETER PANK, mein erster Roman, der in den frühen 90er Jahren als Fortsetzungsgeschichte im ZAP abgedruckt wurde, jetzt aber als fertiger Roman vorliegt: auf 144 super gestalteten Seiten (ziemlich punkiges Aussehen) in einem ziemlich toll aussehenden Buch. Dankenswer-

terweise hat der Verlag den Preis gesenkt: Es kostet im Laden jetzt nur noch zehn Euro, was heißt, daß ich es für acht Euro anbieten kann. – Wer möchte, kann auch leicht beschädigte Exemplare (angeknackste Seiten, aber sonst okay) für fünf Euro haben. Bitte angeben!

Ähnliches gilt für ZWEI WHISKY MIT NEUMANN; das ist ein Buch mit Kurzgeschichten, die alle schon mal im ENPUNKT veröffentlicht worden sind. Es umfaßt insgesamt 94 Seiten, bietet haufenweise peinliche Fotos von mir und anderen Leuten und kostet im Laden zehn Euro – bei mir dann leicht beschädigt also nur acht Euro.

Bei allen Buchbestellungen kommt das Porto dazu: ein Euro bei einem Buch, zwei Euro bei mehr Büchern.

Archiv der Jugendkulturen

Im selben Verlag – dem Archiv der Jugendkulturen – sind weitere Bücher erschienen, die ich teilweise verkaufe. Hierbei handelt es sich stets um leicht beschädigte Exemplare, weshalb sie billiger sind als im Laden. Bitte also nicht über die Preise wundern!

»Die Dritte Halbzeit« beschreibt das Leben von Fußball-Hooligans in der ehemaligen DDR; ein ziemlich gewalttätiges Buch. Im Laden 15 Euro, bei mir nur zehn Euro.

»Die Partei hat immer recht« enthält alle möglichen programmatischen Aussagen der Anarchistischen Pogo-Partei, dazu viele Bilder und anderes Zeugs. Im Laden kostet das Ding zehn Euro, bei mir nur acht.

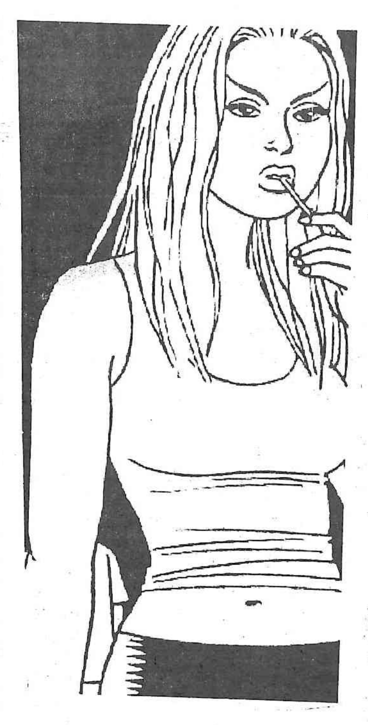
»Die Gothics« ist ein Buch über die gleichnamige Jugendkultur. Auch wenn man Grufties nicht mag, muß man das Buch aufgrund seiner Gestaltung klasse finden! Im Laden kostet die Schwarte 15 Euro, bei mir dann nur zehn.

»Buch der Erinnerungen« ist ein Buch über Fans der **Böhsen Onkelz**. Ich hasse diese Band, aber ich halte sie für ein interessantes Thema, weshalb ich das Buch auch klasse finde. Im Laden 15 Euro, bei mir nur zehn Euro.

Über Punks in der ehemaligen DDR geht es in »Auch im Osten trägt man Westen«; empfehlenswert für alle, die mehr über Punk-Geschichte wissen wollen. Im Laden 15 Euro, bei mir nur zehn Euro.

»Teenage Wasteland« ist eine Art Punk-Roman, in der es um die 90er Jahre der Punk-Szene gibt, also ein autobiografisches Buch. Im Laden 15 Euro, bei mir nur zehn Euro.

Durchaus heikel ist »Reaktionäre Rebellen«, in dem es um den sogenannten Rechts-Rock geht, also um Nazi-Musik. Super sind die Abbildungen der Platten, für Sammler und Beobachter ist die Checkliste klasse, ähm. Als Standwardwerk unverzichtbar – und wegen der farbigen Abbildungen sauteuer. Im Laden kostet es 24 Euro, bei mir dann noch 19.



NOCH ZWEI...

Mumuzumundi: Sexy Songs & Dirty Beats

Die Band kommt aus Schongau, das irgendwo in Bayern liegen muss: Musikalisch wird durchaus eigenständiger schneller Punkrock geboten, gesungen in englisch und deutsch mit auffallender Stimme, dazu stets unterlegt von einem treibenden Rhythmus, der die Stücke nicht langweilig läßt. Den richtigen Hit vermisse ich bei **Mumuzumundi** noch, für die Debüt-CD einer Band, die es noch nicht so lange gibt, ist das aber ein richtig guter Einstieg! *(A. Young, Münzstraße 29a, 86956 Schongau; www.mumuzumundi.de)*

Scorefor: Just Another Version Of Truth

Melodie-Punk aus Deutschland langweilt mich sehr oft, weil er eben zu sehr nach amerikanischen Kommerz-Kapellen klingt. **Scorefor** aus Mainburg erfinden das Rad auch nicht neu, und wenn ich mich recht erinnere, fand ich ihre erste Platte ziemlich langweilig. Die aktuelle CD finde ich aber richtig schön und total klasse: angenehme Musik zum Mitpfeifen (die Refrains gehen oft schnell ins Gehör). Der Band gönne ich den kommerziellen Erfolg, der sich hoffentlich bald einstellt. Fürs autonome Zentrum mag das dann nix mehr sein, aber es muss ja endlich mal einen Nachfolger für die **Yeti Girls** geben ...(*Wolverine*)

Unterm Sonnendach

Eine Geschichte aus Kamerun

Die Zeit verlief quälend langsam. Die Sonne knallte vom Himmel, heizte den Asphalt auf, und ich wartete im Gare des Voyageurs in Yaoundé darauf, daß endlich mein Zug nach Ngaoundéré einlief. Ein Blick auf die Uhr überzeugte mich davon, daß es kurz nach zwölf Uhr war. »Viel zu früh«, murmelte ich vor mich hin.

Als Passagier der ersten Klasse konnte ich im ersten Stock sitzen, auf einer Art Galerie, von der aus man einen Blick in die Bahnhofshalle hatte. Mit mir wartete unter anderem eine Familie auf den Zug nach Ngaoundéré. Von unten, aus dem Bereich des ersten Stocks und damit der zweiten Klasse, der aufgrund von Umbauarbeiten völlig unaufgeräumt war und eher einem festgetrockneten Acker ähnelte, kam der feine Geruch nach Schweiß hoch – wobei ich wußte, daß ich unter Garantie nicht viel besser roch.

Einige Dutzend Menschen warteten dort unten schon, und immer wieder kamen neue hinzu. Sie saßen auf ihren Gepäckstücken, redeten wenig miteinander, warteten einfach. Viele von ihnen trugen die traditionelle Kleidung, die ich mit den Bewohnern Nordkameruns assoziierte. Andere standen in Schlangen vor den Schaltern für die zweite Klasse oder vor den Zugängen zum eigentlichen Bahnsteig. Überall waren Wachleute zu sehen, die eine Art von Ordnung erzielen sollten; sie trugen Knüppel, die sie gelegentlich dazu nutzten, Menschen etwas zur Seite zu schieben.

Ich ging hinaus ins Freie. Von einem großen Balkon, an dem ein Sonnendach ausreichend Schatten spendete, konnte ich das Geschehen auf der Straße direkt vor dem Bahnhof beobachten. An zahlreichen Ständen – meist eher bescheidene Bretterbuden – wurde wie immer gearbeitet und gehandelt, Menschen kauften ein, andere saßen in den kleinen Restaurants und aßen. Einige der Buden waren verriegelt und verschlossen, anscheinend hielten sich einige der Händler und Gastwirte tatsächlich an den Sonntag.

In meiner Nähe, auch im Schutz des Sonnendaches, kauerte ein Mann, den ich auf etwa vierzig Jahre alt schätzte. Sicher war ich mir nicht: Seine Gesichtszüge schienen für das Alter zu glatt, aber seine Haare waren weiß. Er besaß superdünne, verkrüppelte Beine, auf denen er nicht stehen konnte; ich nahm an, daß es sich um Folgen der Kinderlähmung handelte. So schleppte er sich auf den Händen und auf den Knien voran, kroch hin und her und bettelte Passanten an. Ich gab ihm ein 50-CFA-Stück und fühlte mich schon ziemlich schäbig dabei, ihm so wenig zu geben. Doch während der ganzen Zeit, die ich unter dem Sonnendach saß, war ich der einzige Mensch, der dem Bettler etwas gab.

Der Mann lag die meiste Zeit auf dem Rücken und stierte nach oben, als ob er sich von dem Dach eine Antwort auf irgendwelche Fragen erhoffte. Kamen Menschen vorbei, kroch er zu ihnen hin und bettelte sie an. Gab ihm keiner etwas, kroch er wieder an seinen Liegeplatz zurück, ließ sich auf den Rücken zurücksinken.

Ab und zu kroch er zu der Brüstung. Dort richtete er sich auf seinen verkrüppelten Beine so weit auf, daß sein Kopf gerade über die Brüstung reichte. Er schaute nach Passanten und rief ihnen Grußworte zu. Ebenso schrie er Namen wie »Paul« oder afrikanische Vornamen zu den Ständen hinüber, stets begleitet mit einem »Ça va?«. Ich sah nie jemanden antworten ...

Später kam ein junger Mann in Uniform dazu. Wenn ich die Abzeichen auf der beigen Jacke richtig interpretierte, gehörte er zum Sicherheitsdienst der Bahn. Ich hätte ihm bei keiner Auseinandersetzung eine ernsthafte Chance eingeräumt. Der Uniformierte setzte sich auf die Balkonbrüstung, schaute möglichst lässig in die Gegend, beobachtete das Treiben auf der Straße, versuchte ganz eindeutig, mich so weit zu ignorieren, wie es nur ging. Der Bettler schaute ihn kurz an, traute sich offensichtlich nicht, ihn anzubetteln.

Der Kerl in der Uniform machte auf mich den Eindruck einer absoluten Witzfigur, kam sich aber offensichtlich sehr wichtig vor. Nach einiger Zeit ging er zu dem Bettler hinüber, schaute auf ihn hinunter, stieß ihn sachte mit dem Fuß an, sprach ihn mit barschem

Tonfall an. Ich verstand kein Wort, wahrscheinlich sprachen die beiden Ewondo oder Bulu, die Sprachen der Region rings um Yaoundé. Der Behinderte blieb auf dem Boden liegen, gab leise und sehr ruhig Antwort. Der Uniformierte schnauzte ihn noch einmal an, ging dann mit locker schwingendem Schritt zu der Brüstung, um von dort aus wieder auf die Straße zu gukken.

Dort saß er dann ziemlich lange. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, zerkratzte mit diesem die metallene Oberfläche der Brüstung. Das knirschende Geräusch nervte mich, fast wäre ich aufgestanden und hätte dem Kerl einige Takte erzählt. Aber natürlich hielt ich mich zurück, schaute ihm einfach ein bißchen zu. Er spielte mit seinem Knüppel, den er am Gürtel trug, er kratzte sich am Sack, er schob seine Mütze mal nach hinten in den Nacken, mal nach vorne ins Gesicht, und die ganze Zeit ließ er eine nicht brennende Zigarette im Mundwinkel hängen.

Das hast du wohl aus einem Hollywood-Film, du Arschloch, dachte ich wütend. Es wurde Zeit, daß ich verschwand, bevor ich mit dem Idioten noch einen Streit anfing. Es gab ohnehin nichts zu tun für mich, und ich hatte langsam Durst.

Als ich in meinem kleinen Rucksack wühlte, stellte ich fest, daß ich tatsächlich zwei Wasserflaschen dabei hatte: meine normale aus Metall, die ich aus Europa mitgebracht hatte, und eine dieser Flaschen aus Kunststoff, die man in jedem Laden kaufen konnte. In ihr war anfangs »Tangui« gewesen, das gute Kamerun-Wasser, aber ich hatte am Morgen stinknormales Leitungswasser eingefüllt und mit Micropur-Tabletten trinkbar gemacht.

Kurz zögerte ich, dann stand ich auf, schnappte meinen kleinen Rucksack und ging zu dem Bettler hinüber. Er schaute mich mit großen Augen an. »Hier«, sagte ich und reichte ihm die Plastikflasche, die noch halbvoll war. »Möchten Sie?«

Rasch griff der Bettler nach der Flasche. »Merci, merci, Monsieur«, stammelte er und zog sie hektisch an sich. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie mich der Uniformierte anstarrte, als sei ich verrückt. »C'est bon«, sagte ich, lächelte den behinderten Mann an und ging. Es reichte vorerst unter dem Sonnendach.

Einige Nachzügler

LAWRENCE ARMS: The Greatest Story Ever Told

Wunderbarer Melodie-Punk! Eigentlich ist es kaum vorstellbar, daß aus einer grauen Stadt wie Chicago eine so gute Band kommt ... Mag sein, daß viele »echte Punks« sagen, das hier sei nur »so Lalala-Punk«, mag sein, daß sie damit auch recht haben. Wer aber auf Melodie und Emotion steht, wer die Verbindung zwischen Punk und Pop schätzt, dem muß diese Band einfach gefallen. Verwandt klingen die Herren mit dem **Alkaline Trio**, das, wenn ich mich nicht irre, sogar aus derselben Stadt kommt. Anscheinend gibt es in Chicago irgendwas, das einen zu solchen Melodien anregt. (Die Noise-Rocker aus derselben Stadt wollen wir jetzt mal ignorieren ...) Ich finde die Platte einfach toll, die CD lief praktisch ununterbrochen bei der Arbeit im CD-Player. *(Fat Wreck)*

HEARTBREAK ENGINES: Good Drinks Good Butts Good Fellows

Woher diese Band genau ist, weiß ich nicht – sie setzt sich aber aus Mitgliedern verschiedener Rock'n'Roll-, Punkrock- und Psychobilly-Bands zusammen. Genauso klingt der Sound der **Heartbreak Engines**: biergeschwängerter RnR-Punk mit tief hängenden Gitarren, super gespielt und klasse produziert. Auf Dauer ist es mir zu viel Hardrock-Attitüde; wer aber auf Backyard Babies und so Zeugs steht, wird hier seine Freude haben. *(People Like You)*

TANZENDE KADAVER: Die Frage ist egal ...

Musikalisch unglaublich schrottiger Deutschpunk mit peinlichen Horror-Texten: So leid's mir tut, aber das hier ist nix. Der Vergleich zu den Misfits, den Band in ihrem Info selbst zieht, ist nicht nachvollziehbar. Weia. *(Elfenart Records, Daniel Günther, Sackstraße 2a, 31655 Stadthagen)*

REVOLVERS: End of Apathy

Nach einem Meisterwerk wie »A Tribute To Cliches« hat es auch eine Band wie **The Revolvers** sehr schwer, noch einen nachzuschieben. Ich bin mir selbst nicht ganz sicher, wie ich »End of Apathy« einzuschätzen habe. Natürlich ist es erneut hochklassiker Glam-Punk, rockig und melodisch zugleich, mit tiefhängenden Gitarren und sehr gutem Gesang. Und textlich weiß die Band ebenfalls zu überzeugen; »What Happened To My Attitude« paßt in diese Zeit ... Ach, sagen wir's so: Die neue Platte ist ebenfalls klasse, ich kann keine Qualitätsunterschiede ausmachen, aber sie kann einfach nicht an den »Aha«-Effekt des Erstlingswerks heranreichen. Also: kaufen! *(People Like You)*

Schöne Karlsruher:
Eine Frau zum Hingucken

Egal, wo ich in Karlsruhe wohne, ein kleiner sozialer Brennpunkt ist immer in der Nähe. Sogar die gutbürgerliche Wohngegend, in der ich mich jetzt niedergelassen habe (mit Springbrunnen im grünen Park direkt vor der Nase), besitzt einen solchen, im Volksmund gerne auch als »Pennertreff« bezeichnet.

Und eigentlich muß ich nur einige hundert Meter gehen, um dann direkt vor dem Eingang einer alten Kirche einen Haufen von Menschen zu treffen, die sich am frühen Nachmittag schon zum kollektiven Biertrinken versammeln. Wobei ich nichts gegen das Konsumieren alkoholischer Getränke sagen will. Wie regelmäßige Leser meines Schmierheftes wissen, lasse ich mich ungern von einer Flasche gekühlten Bieres vertreiben und sage bei gutem Wein nicht zu schnell »nein danke«, will also nix gegen Menschen sagen, die gerne mal einen über den Durst trinken.

Die Ansammlung von Männern mit Schnauzbärten und eher ungepflegten Haaren an der Kirche ist trotzdem nicht so mein Fall, nur ungern würde ich mich dazu stellen. Zwar stehen, sitzen oder liegen gelegentlich Menschen dabei, die in ihrem früheren Leben tatsächlich sagen konnten, sie seien Punks, die aber heute nur an einigen Farbflecken im schimmeligen Haar oder auf der Lederjacke erkennen lassen, daß sie mal was mit der selben Subkultur zu tun hatten wie ich.

Und so latsche ich regelmäßig an der Gruppe trinkender Menschen vorbei, beachte sie mittlerweile schon gar nicht mehr; wie ein echter Bürger eben, der sich nicht um den Aussatz der Gesellschaft kümmert, sofern er einem nicht direkt vor die Haustür kotzt oder den neuen BMW verkratzt. Ich rege mich nicht über die Leute auf, und ich finde sie nicht gut. Sie interessieren mich ebensowenig wie die Menschen in der Nebenstraße, die jeden Samstag ab 13 Uhr nach dem Mittagessen vor dem Haus stehen und das Blech ihres Autos wienern, bis ihnen fast die Hände bluten. Sollen sie machen, sofern sie mich in Ruhe lassen.

Als ich irgendwann wieder an diesem Treffpunkt vorbeiging, erzählte ich meiner Begleiterin von meiner früheren Wohngegend. Damals hatte ich in der Leopoldstraße gewohnt, nur wenige Dutzend Meter von der Amalienstraße entfernt, in der Mitte der 90er so etwas die der Drogenstrich unserer Stadt war, der Penner-Treff nur einige Dutzend Meter davon entfernt. Und dort, so erzählte ich mit vor Erinnerung trunkener Stimme, habe es immer eine ganz besondere Frau gegeben. »Stell dir vor, die lief den ganzen Tag im Badeanzug rum«, gab ich frohgemut kund.

»Da ist sie!« ertönte es kurz darauf neben mir. Tatsächlich: Die Frau, von der ich eben noch erzählt hatte, stand bei den fröhlichen Trinkern herum. Sie trug einen hautengen Badeanzug, der in einem seltsamen Farbton gewählt war, so daß man fast meinen könnte, sie sei trotz der nicht unbedingt so hohen Temperatur nackt. Der Badeanzug bildete jede ihrer Formen nahezu perfekt ab: Da rundete sich wirklich alles, was sich zwar durchaus runden mag, was man aber nicht unbedingt in epischer Größe abgebildet haben will. Um es anders zu sagen: Sie sah aus wie ein fleischfarbenes Michelin-Männchen, und so bewegte sie sich auch.

Die Bewegungen, mit denen sie die Bierdose zum Mund führte, wirkten nicht gerade graziös, und ihr Gang war eher der eines Seemanns auf stark schwankender See. Ich ertappte mich dabei, wie ich zum ersten Mal seit Monaten zu diesem Treffpunkt hinüberstarrte, die Augen garantiert weit aufgerissen vor Begeisterung.

Ich hatte eine alte Bekannte wieder getroffen, deren Anblick mir schon manchen Ausflug in die Karlsruher Innenstadt versüßt hatte! Und ich war sicher, daß ich sie künftig öfter sehen würde. Ein Anblick, der ab sofort künftig mein Herz erfreuen würde – besser als MTV-Videos oder »Richterin Salesch« in der Glotze und vor allem live und in 3-D.

Mit einem breiten Grinsen ging ich weiter. Karlsruhe ist im Sommer einfach eine schöne Stadt ...